Die künstlerischen und wirtschaftlichen

Irrwege unserer Baukunst

von Hans Cürlis und H. Stephany

München · R. Piper & Co. Verlag

BKHN85F
TLOGUN

/B

#42.50

Ie

Die künstlerischen und wirtschaftlichen Irrwege unserer Baukunst

Die künstlerischen und wirtschaftlichen Irrwege unserer Baukunst

Vergleichende kritische Studien
deutscher und belgischer Architektur

von

Hans Cürlis und H. Stephany

Mit 79 Abbildungen

München 1916 / R. Piper & Co., Verlag

Dem deutschen Reichskanzler

Seiner Exzellenz dem Herrn Staatsminister Dr. Delbrück wissen wir für die Ermöglichung des Beginns der Arbeit und Seiner Exzellenz dem Herrn General-Gouverneur in Belgien, Generaloberst Frhrn. von Bissing, für das Entgegenkommen bei deren Weiterführung ehrerbietigsten Dank.

Inhalt

Seite

Voraussetzungen 10

Justizpaläste 13

Rathäuser 33

Bahnhöfe und Postanstalten 50

Unterrichtsgebäude 65

Theater 75

Kirchen 84

Geschäftshäuser 97

Wohnbauten 101

Rückblicke und Ausblicke 127

Ich glaube, es ist für den Herrscher ebensowenig ratsam, geizig wie verschwenderisch zu sein. Er soll vielmehr sparsam und freigebig sein. Sparsam, weil er die Güter des Staates verwaltet, weil das Geld, das er empfängt, Blut und Schweiß des Volkes ist, und er es zum Besten des ganzen Staatskörpers verwenden muß.

Friedrich der Große
Das politische Testament von 1752.

Der Starke sucht seine Kraft in der Einfachheit.

Helfferich
Reichstagsrede vom 30. August 1915.

Da den wirtschaftlichen Opfern des Krieges bei Friedensschluß entsprechende Entschädigungssummen kaum gegenüberstehen werden, so muß unbedingte Sparsamkeit wieder die alleinige Richtlinie für die Verwendung öffentlicher und privater Mittel werden. Das Wort Helfferichs: „Heute gehört alles verfügbare Geld dem Vaterlande", ist der beste Ausdruck für das hohe Verantwortlichkeitsgefühl, das unser Land auch den materiellen Gütern gegenüber von uns fordert. Die Aufgaben, die an Staat, Gemeinde und Private nach dem Kriege herantreten werden, sind so groß und vielseitig, daß man den dringendsten nur mit Mühe wird Rechnung tragen können. Die Mahnung zur Sparsamkeit gilt vor allem der gesamten Bautätigkeit, denn auf keinem anderen Gebiete sind bis in die jüngste Zeit hinein große Mittel im gleichen Maße unwirtschaftlich verwendet, ist, gelinde gesagt, sorgloser mit dem Gelde umgegangen worden als hier. Nach vorsichtigen Schätzungen van der Borghts vom Jahre 1912 betragen im Deutschen Reiche allein die in Wohngebäuden und Wohnboden angelegten Werte 100—120 Milliarden oder ein Drittel des gesamten Volksvermögens. Diese Zahlen erweisen die gewaltige Bedeutung des für Bauzwecke angelegten Kapitals im Gesamthaushalte der Nation.

Man könnte die bisher geübte Verschwendung noch verzeihen, wären damit Kulturwerte gewonnen worden. Aber leider geht neben den Riesenausgaben her oder erwächst als deren Folge eine sich steigernde Kulturlosigkeit und ein Verlernen des wirklichen Bauens.

Voraussetzungen

Im Gegensatze zu Deutschland ist in Belgien die Entwickelung der Architektur zum großen Teil in traditionellen Bahnen geblieben. Deshalb ist eine vergleichende Kritik der Baukunst beider Länder, zumal bei der Bedeutung, die Belgien heute für das Deutsche Reich hat, wohl am Platze.

Seit den Tagen Karls des Großen war Belgien nacheinander deutsch bis zum 14. Jahrhundert, burgundisch bis zu Maximilian, österreichisch bis 1555, spanisch bis 1713, abermals österreichisch bis 1788, danach 25 Jahre französisch, von 1814 bis 1830 vereinigt mit den Niederlanden, so daß erst seit 1830 von einem selbständigen Belgien die Rede sein kann. Die jeweilige Herrschaft hat natürlich die bodenständige Kultur des Landes beeinflußt, aber trotz des häufigen Besitzwechsels blieb sie in ihrer Eigenart erhalten, da durch den natürlichen Reichtum des Landes die wirtschaftliche Unabhängigkeit des Volkes gesichert war.

Darin liegt ein Grund für das Festhalten am Herkömmlichen, eine Eigenschaft, die mit all ihren guten und schlechten Folgeerscheinungen bis in die modernste belgische Architektur lebendig blieb. Als wesentlich kommt noch hinzu die andersartige Entwickelung des Landes von 1830 an, dem Beginn der selbständigen Geschichte Belgiens, von dem an der Aufschwung auf allen Gebieten schon einsetzt. Deutschland schafft sich diese Basis erst volle 40 Jahre später. So kommt es, daß die großen Aufgaben, die der Architektur gestellt werden konnten, in Belgien schon zu einer Zeit gelöst wurden, die vor der großen deutschen Bauperiode liegt. Belgien schuf sein nationales Repräsentationsgebäude, das Palais de Justice (Brüssel) schon 1870 und die Mehrzahl der herrschaftlichen Stadthäuser an den neuen Boulevards und Avenuen stand damals auch schon. Damit ergibt sich aber zeitlich der Zusammenhang mit den Ausläufern des Klassizismus vom Jahrhundertanfang, dessen Ruhe dann ganz entwickelungs- und folgerichtig von dem schweren Barock eines Poelaert abgelöst wird. Die Weiterentwickelung verläuft nicht stürmisch und hat keine originalen Höhepunkte mehr. Das treibende Moment ist die Ueberlieferung, n i c h t der Drang, Eigenes zu gestalten. Abseits davon fließt wie auch anderswo

das trübe Wasser der Maurermeisterei und Wurstelei der kleinen Architektchen und läßt die albernsten und tollsten Blüten gedeihen.

In Deutschland haben wir als letzte selbständige Erscheinung das Empire, dessen Formenschatz sich auch recht weit in das Jahrhundert hinein rettet und dessen Einfachheit in Grundriß und äußerer Gestaltung das letzte ist, was an lebendiger unmittelbarer Tradition noch eine Zeitlang fortlebt. Die schulmäßigen, nüchternen Bauten, wie sie in den sechziger bis siebziger Jahren noch oft zu finden sind, danken ihre Erträglichkeit dieser Ueberlieferung. Inzwischen aber hatte die Spätromantik die Rückkehr zu den alten Vorlagen durchgesetzt, leider freilich nur die Nachahmung dessen, was als deutsch-romantisch galt; auch der Hang zur Ruine wurde so befriedigt. Dann folgte der völlige Zusammenbruch der Baukunst, als das nach 1870 reich gewordene Deutschland überflutet wurde von jener internationalen Welle, die in sinnlosem Taumel die „Renaissance aller Stile" mit sich führte, und deren Abschaum wir in jeder Stadt auf dem Erdball sehen. Die Anforderungen an verlangter Arbeit waren den Meistern der älteren Schule über den Kopf gewachsen. An die Stelle ehrlicher Handwerksarbeit trat industrielle Betriebsamkeit. Spekulanten machten sich die Großmannssucht der Tage zunutze, und es dauerte kein Jahrzehnt, bis auch der letzte Rest der trockenen alten Art in dem Wust verlogener Fassaden und unklarer Grundrisse untergegangen war. Als ein modernes Kulturphänomen vollzieht sich die scharfe Trennung von Kunst und technisch industriellem Betrieb, wenn wir ehrlich sein wollen, zugunsten des letzteren, der ein Produkt in Reinkultur wird, unverfälscht von Gedanklichem, das auch nur einen Millimeter vom rein Sachlichen abwiche. Eine gewaltige Schiffsmaschine, ein U-Boot, ein 42-cm-Mörser repräsentieren den genialen Ideenreichtum unserer Zeit. Ihr Stil ist die absolute Zweckmäßigkeit und verkörperte Sparsamkeit. Auf diese Nüchternheit blickte die moderne Architektur stolz herab, dafür war sie aber auch Kunstarchitektur, und die konnte nicht leben, ohne vorher einen „Stil" geboren zu haben. Allerdings erhebt sich dann bald genug, wenn auch selten mit Erfolg, hier und da eine warnende Stimme, um

diesen oder jenen Stil als den richtigen anzupreisen, und so kommt dann die junge Generation der Stilsucher. Das Suchen wurde Mode, man fand den Jugendstil, und aus den Kinderschuhen des Jugendstils stieg man in andere Kinderschuhe. Die ganze Literatur ist geschwängert mit diesen Stilwehen.

In dem heftigen Kampfe verlor man nicht nur die Ruhe, sondern auch die Sicherheit. Die Aufgaben wurden immer größer und umfangreicher, die aufgewandten Geldmittel immer bedeutender und der Fonds an künstlerischem Takt, an eigentlichem Bauenkönnen wurde immer geringer. Anläufe wurden mit großen Anstrengungen unternommen, aber alle scheiterten daran, daß das Grundgesetz, auf dem die Kultur aller Zeiten fußt, nicht absolut begriffen ist: größte Sparsamkeit in den Mitteln ist höchste Kunst! Der Krieg hat diese Epoche abgeschlossen. Trotz des Waffenlärmes hört man auch jetzt noch Rufe nach einem Stil, der der Größe unserer Zeit würdig sei. Was wir brauchen, nach dem Kriege mehr denn je, ist aber nicht ein neues Stilsuchen, sondern Geld, und wir wollen uns freuen, daß wir noch irgendwo sparen können, recht viel Geld sparen können, zumal es dadurch den Architekten erleichtert wird, sich auf die rein baulichen Aufgaben zu konzentrieren.

Selbstverständlich bedeutet Sparsamkeit in den Mitteln nicht Verbrauch von schlechtem Material, wie auch die rein technischen Leistungen, welche die Qualität der Kultur nicht beeinflussen, als wesensanders von dieser Kritik nicht berührt werden.

Justizpaläste

Der Charakter eines Volkes spiegelt sich auch in der Architektur wider. Von Belgien weiß die Geschichte, daß es wie kein anderes Land verstand, prunkvolle Aufzüge und pomphafte Feste zu veranstalten. Es gehörte immer ein starker künstlerischer Wille dazu, wie ihn Rubens besaß, um leere Phrase und Uebermaß zu vermeiden. Viel davon lebt auch noch in dem heutigen Belgien weiter, und auch die Französierung hat sich diesen Eigenschaften anbequemen müssen. Die Architekten können das Prunkenwollen schlecht ablegen. Sie sind nicht originell genug, um Eigenes zu bringen und halten sich deshalb verständig genug an das vorhandene Alte, ohne den Eindruck erwecken zu wollen, als hätten sie den Stil innerlich „überwunden". Das führt natürlich zu einer gewissen Sterilität, die aber immer noch angenehmer ist, als das unsichere Umhertasten nach neuen Ausdrucksformen.

Wo dem belgischen Architekten öffentliche Mittel für Monumentalbauten zur Verfügung stehen, kennt er ein sparsames Haushalten fast noch weniger, als unsere Architekten. Aber die Gründe liegen hier tiefer als bei uns. Man *will* eben Pomp und Prunk, und nur das Mißverhältnis zum Zweck, und oft das Unvermögen, in den Einzelformen gut schmücken zu können, zwingt uns, diese Werke zu verwerfen. Dieses Mißverständnis der Bedeutung und des Zweckes der öffentlichen Bauten ist so stark eingewurzelt, daß ein Niedergang der moralischen und ideellen Qualitäten der Bevölkerung, ein Nachlassen der Frömmigkeit und des Opfersinnes darin erblickt wird, wenn nicht entsprechend dem gewachsenen Reichtum und der Bevölkerungszunahme Prunkbauten an öffentlichen Gebäuden und Kirchen errichtet werden. Nicht bedacht wird, daß seit den Zeiten, wo Stadt, Kirche und Herrscherhaus einen großen Teil ihrer Einkünfte und Lebensarbeit in Bauten anlegten, eine gänzliche Aenderung der Werte stattgefunden hat. Kapitalsanlagen in unserem Sinne waren früher nicht möglich. Eine Ausnutzung des Landbesitzes, in dem jährlich steigende Werte angelegt werden, war nicht lohnend. Die Technik mit all ihren Folgeerscheinungen, durch die auch noch in weite Zukunft hinein neue Entwickelungsmöglichkeiten sich bieten, war noch nicht bekannt.

Bei den gegebenen Verkehrsverhältnissen war eine straffe Konzentration über große Gebiete ausgeschlossen. Das Vermögen eines Gemeinwesens setzte sich außer dem Landbesitze zusammen aus den Werten, die die Verteidigung schaffen ließ, und weiterhin aus Gegenständen, die einen hohen Materialwert besaßen: Edelsteine, Edelmetalle, kurz der Schatz, der sich gleichermaßen in Städten, Kirchen, Klöstern, Korporationen, Herrscherhäusern und bei Privaten findet. Konnte man sein Vermögen an diesen Dingen als groß genug ansehen, und erlaubten die Einnahmen weitere Rücklagen, so kam es darauf an, auch diese möglichst nutzbringend anzulegen. Neue Erwerbsquellen ließen sich außer beim Handel, dem jedoch auch bis in späte Zeiten die Grenzen ziemlich eng gesteckt waren, im allgemeinen nicht finden. So ergab sich die Notwendigkeit, die überschüssigen Mittel in einer reicheren Lebenshaltung anzulegen. Man konnte und mußte repräsentieren, sollte Macht und Bedeutung in irgendeiner Weise zum Ausdruck gebracht werden. Das vorzüglichste sichtbare Zeichen der Macht in jeder Beziehung waren Bauten, und so erklärt sich der überall mit gleicher Wucht auftretende Wunsch, mit den zur Verfügung stehenden Kräften und häufig genug über diese hinaus die Bedeutung eines Gemeinwesens oder einer Familie durch Prachtbauten zu dokumentieren. Die mächtige und einflußreiche Kirche, die fromme Gemeinde, deren Mittel erst zur Reformationszeit sich spalteten, sah den Bau eines Gotteshauses, so groß und schön es sich irgend tun ließ, als Christenpflicht an. Die Zünfte benötigten zur Geschäftsführung besonderer Baulichkeiten, die gleichzeitig für die Pflichten der Gastlichkeit ausreichten und der Bedeutung der Zunft entsprachen. Folgerichtig wurde das Rathaus in den durchweg fast selbständigen Städten zu einem Fest- und Repräsentationsbau ausgestaltet. Mit dem Erstarken der Fürstenhäuser und der einheitlichen straffen Beherrschung größerer Territorien wurde die Sachlage eine andere. Eine ständige Militärmacht erwies sich als notwendig, für Verkehrsverbesserungen mußten große Summen aufgewendet werden, Manufakturen wurden erbaut, und Meliorationen durchgeführt. Der Möglichkeiten, seine Kapitalien nutzbringend anzulegen, wurden immer mehr, die wirtschaftlichen Schranken,

Gesetze und Anschauungen änderten sich von Grund auf, die Pfähle, zwischen denen das Erwerbsleben sich abspielen konnte, wurden immer weiter und weiter gesteckt, und heute kann man sagen, daß sich eine Grenze, neue Werte zu schaffen, nicht erblicken läßt. So kommt den Gebäuden heute eine grundsätzlich andere Bedeutung zu als früher. Heute stellt das in einem Gebäude angelegte Kapital einen gänzlich anderen Wert unter den Vermögensbestandteilen dar, ebenso wie die im Schatze aufgespeicherten Kostbarkeiten.

Es ist selbstverständlich, daß Unklarheit hierüber auch den neuen Repräsentationsbauten selbst ihren Stempel aufdrückt und in den Einzelheiten zum Ausdruck gelangt. Für den alten Architekten war die Repräsentation Selbstzweck; er besaß aber auch Fähigkeit genug, einen Nutzbau repräsentativ zu gestalten. Dagegen wird der Prunk aller der öffentlichen Bauten unserer Zeit, der Justizpaläste, Rathäuser, Schulen, Bahnhöfe und Postanstalten, Museen, Verwaltungsgebäude usw., zur Karikatur. Leider aber sind die Folgen dieses Nichtverstehens schwer genug. Wäre es möglich, eine Statistik aufzustellen über die Werte, die in Deutschland in öffentlichen Bauten unrentabel angelegt sind, so ist es für jeden klar, der die allzu reichlich ausgeführten Prunkbauten kennt, daß in dieser Statistik Summen erscheinen würden, die jetzt als flüssige Mittel auf die Kriegsanleihen gezeichnet, die günstigen Resultate nicht unwesentlich verbessern würden.

Diese Fehler sind um so unverständlicher, als das 19. Jahrhundert auf dem Gebiet der Technik Leistungen aufzuweisen hat, wie sie die Geschichte nicht kannte und Organisationen hat erstehen sehen, deren Leistungsfähigkeit und Exaktheit erst jetzt der Krieg an der deutschen Heeresleitung ganz erweist. Die Grundsätze, die einen Erfolg zeitigen, sind doch überall die gleichen, und die Organisation eines Armeekorps beruht ebenso auf Zweckmäßigkeit und Sparsamkeit in den Mitteln, wie die Statik des Freiburger Münsters oder der neuen Kölner Schwebebrücke. Diese Grundsätze sind dem Ingenieur und Kaufmann vollständig geläufig, ihnen ist die Güte der deutschen Ware und die Bedeutung des deutschen Welthandels zu danken, während ein Export deutscher Architektur sich im Ver-

gleich zu Frankreich und England in den bescheidensten Grenzen hält.

Nirgend tritt die Vergeudung von Mitteln und die Sucht, ein grandioses Prunkstück zu schaffen, deutlicher hervor, als bei dem Brüsseler Justizpalast (Abb. 1) (1866—1883). Wie ein Rest spätrömischer Baugigantik muten die Steinmassen an, die schon heute den Vorzug der Patina haben. Die Lage konnte nicht besser gewählt werden. Von der Rue de Régence ist der Blick vorzüglich, dabei überragt das Riesenwerk von einem der höchsten Punkte Brüssels aus die ganze Altstadt, und zwar ohne deren Architekturwundern im geringsten Abbruch zu tun. Das ist bei einem Flächenraum von 30 600 qm, den es bedeckt, schon eine Leistung, die z. B. das neue Theater in Kassel, welches das unterhalb liegende herrliche Schlößchen erdrückt, nicht aufweisen kann. Die Kosten des Baues beliefen sich auf nahezu 50 Millionen Francs. Der Kuppelturm hat eine Höhe von 122 m, St. Peter in Rom ist geringeren Umfangs. In der tollen Häufung von Fenster-, Tür- und Säulenmotiven, von Gesimsen und Quadern liegt etwas, das an die Anstrengung eines Giganten erinnert, für das aber, als Justizpalast genommen, nur ein Ausdruck paßt — Wahnsinn. Diese ungeheuren Portale, diese dunkelen Fenster, diese sinnlose Verschwendung von Material, dies Sichnichtgenugtunkönnen im Aufeinandertürmen baulicher Gebilde! Im Inneren das Gewirr der nicht enden wollenden Treppen und Gänge, bis man in die Haupthalle gelangt, deren Boden weit über dem Niveau des Platzes liegt. Sitzungssäle findet man nur mit Mühe hin und wieder. Die Raumvergeudung in den unteren Geschossen ist derart, daß man glaubt, in den Katakomben Roms zu wandeln. Dazu sind die einzelnen Schmuckformen, wie Kapitäle, Stützen, Steinrosetten usw. ungemein trocken und langweilig, ab und zu sogar fade und geschmacklos, hat zu ihnen doch von den Sphinxen an beinahe der ganze Formenschatz Gevatter gestanden. Der Bau ist insofern nicht ganz frei von der internationalen Geschmacklosigkeit seiner Tage.

Und doch verkörpert sich in ihm auch alles Gute, was die belgische Architektur leisten konnte. Es hat seine guten Gründe, daß man sich der grandiosen Wucht, mit der die Baumassen

1. Palais de Justice in Brüssel

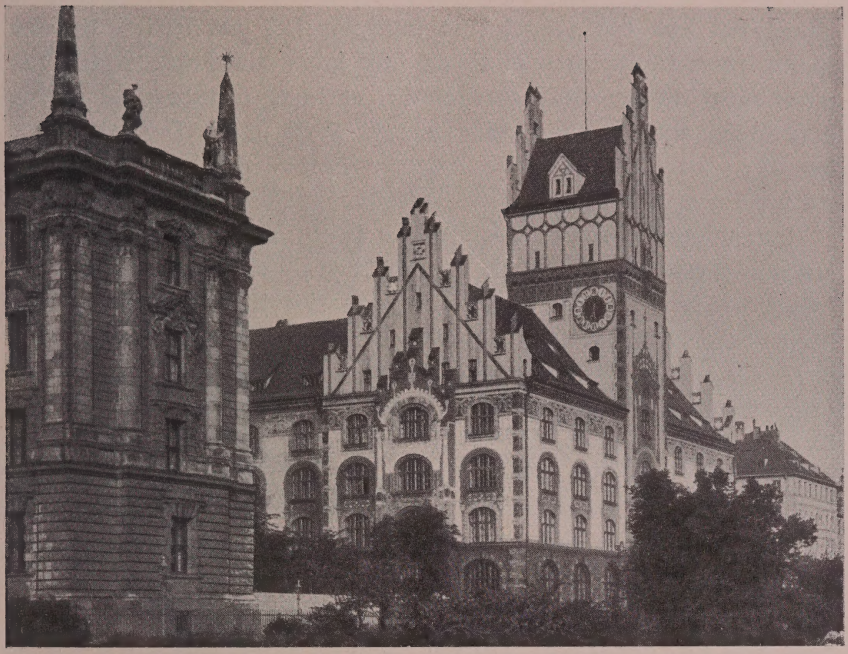
gefügt sind, nicht verschließen kann. In diesem „Gefügtsein" liegt das Geheimnis. Der Erbauer, Poelaert († 1879), hat es verstanden, die Massen zu zügeln. Es sind immer nur wenige, breite, flache Säulen, die das Ganze zusammenhalten. Alle Wildheit wird durch diese einfachen Flächen gebändigt. Die Proportionen der einzelnen Teile zueinander sind mit sicherem Takt gewählt, alles ist gut ausgewogen. Das Verhältnis von Stützen und Last ist überall richtig. Der Aufbau ist mit voller Klarheit und Sicherheit gegliedert bis hinein in die Krone der Kuppel. Das Ineinandergefüge der Portal- und Flügelbauten ist so, daß die Teile mit dem Ganzen in innigstem Zusammenhange stehen. Es ist nicht ein Aneinanderstellen verschiedener Komplexe, eins greift ins andere über. Das Mittelportal ist mit den seitlichen Säulenhallen verklammert, es steht unten fest in dem Sockelbau, greift oben sicher in den Dachstuhl ein und behält so die Verbindung mit dem Kuppelturm. Die

2. Altes Justizgebäude in München

Fenster sind gut proportioniert an sich und in ihrer Stellung zu den Säulen.

Dieses Fügen- und Gliedernkönnen ist das beste, was die belgische Architektur aus der Tradition der Alten zu retten vermochte. *Dieses Können an sich, das sie vermittelt, macht den Wert der Tradition, nicht die Uebernahme des Formenschatzes irgendeiner Periode*, was man falscherweise im allgemeinen schon als ein Verdienst angesehen hat. In der Kritik der Malerei steht es seit langem fest — wenigstens auf dem Papier —, daß in erster Linie gut „gemalt" sein muß, nicht aber dem 16. und 17. Jahrhundert nachgemalt.

Gegenüber dem Brüsseler wird bei unseren Justizgebäuden doch mehr der Eindruck gewahrt, als handele es sich um ein Haus mit vielen benutzbaren Zimmern. Der alte Justizpalast in München (Abb. 2) hat den Vorzug, der älteren Schule noch nicht ganz entfremdet zu sein. Es ist der Versuch gemacht, einen quadratischen Blockbau zentral in einer Kuppel gipfeln zu lassen. Die Innenlösung ist wenig angenehm ausgefallen. Der Bau ist



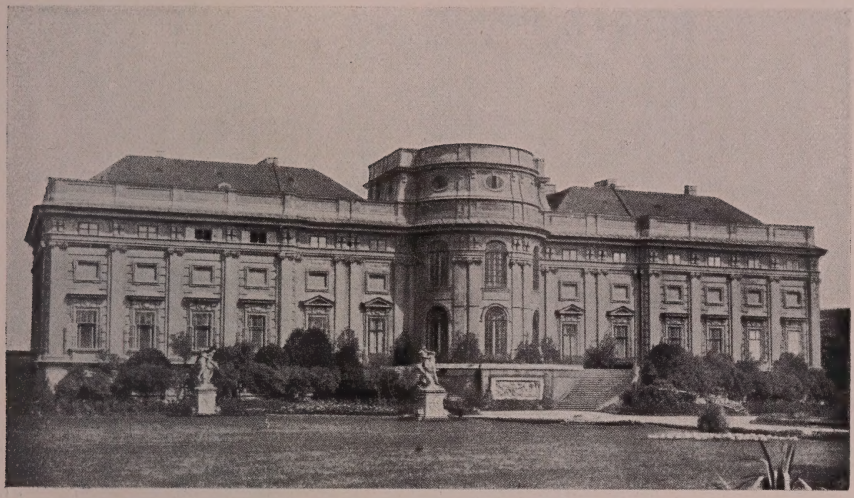
3. Neues Justizgebäude in München

übersichtlich gegliedert, eine einfache Sachlichkeit ist nicht abzuleugnen. Aber das, was sich nun gleichmäßig in der ganzen weiteren deutschen Bautätigkeit findet, tritt auch hier schon auf, nämlich der Mangel an organischer Verbindung der einzelnen Glieder. Vergleichen wir die Front mit dem barocken Mittelstück mit der Gartenseite des Palais Schwarzenberg in Wien (Abb. 4), so kommen wir am ersten hinter die Fehlerquellen. Zunächst gibt hier der ausgebogene Mittelbau für das verhältnismäßig kleine Haus eine imposante Zusammenfassung ab, die zugleich den Repräsentationssaal bildet. Wie gut ist er ferner durch den Sockelbau, durch die gleichmäßigen Säulen und vor allem durch das durchlaufende Gesims in die Flügel eingebunden. Die die Rundung oben einfassenden Seitenteile ruhen schon auf den Säulen, die zu den Flügeln gehören. Dadurch sind die Gelenke geschaffen, die das Ganze zu einem Organismus machen. In München ist das Mittelstück für sich

gearbeitet und die Flügel sind auch für sich gearbeitet. Und es macht dann immer den Eindruck, als seien die Stücke fertig aneinandergeschoben und zueinander verschoben worden, bis es dem Baumeister genug schien und er Halt sagte. Deshalb fehlt die Verbindung, und an ihre Stelle ist die bloße Berührung getreten.

Neben dem alten steht in München ein neues Justizgebäude, ein ganz andersartiges Bild. Daß dieser Kontrast, der beabsichtigt ist, nicht gerade zu den Taten künstlerischen Taktes gehört, muß heute noch eigens gesagt werden. Denn wie sehr auch immer wieder die Forderung des Anpassens an das Stadt- und Straßenbild laut ausgesprochen wird, es fehlt auch hier an Taten. Das Uebertrumpfenwollen kann man nicht lassen. Um jeden Preis auffallen, ist die selbstverständliche Parole unseres ganzen modernen Subjektivismus, der die aristokratische Zurückhaltung, die ihre Leistungen nur in der Qualität suchte, nicht mehr kennt. Gewiß haben die Alten jederzeit unbedenklich an Vorhandenes angebaut. Aber niemals übertrumpft eins das andere. Man paßt sich an, achtet die Leistung. Davon kann uns jeder zweite Dom überzeugen. So mutet das neue Münchener Justizgebäude in seiner betonten Schlichtheit fast wie die Spülküche des alten an (Abb. 3).

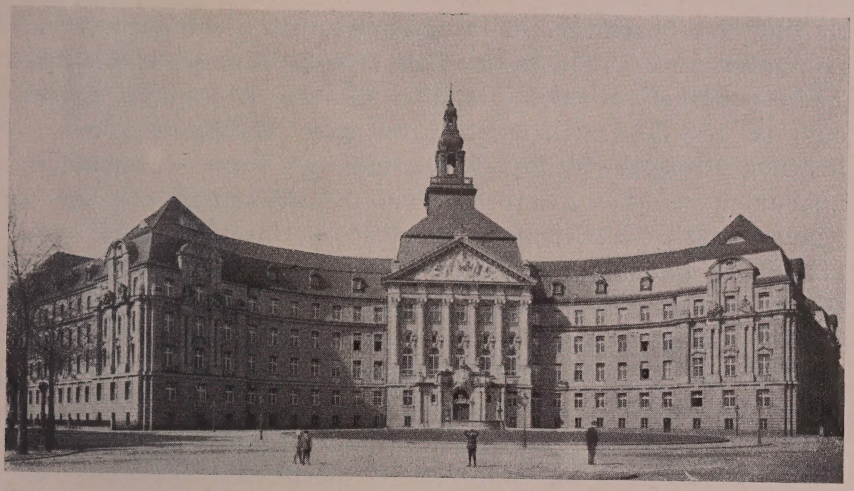
Die Zeit steht im Zeichen des Stilsuchens. Man macht sich frei von den alten Formen, die bisher die beliebtesten waren. Etwas Gutes ist damit verbunden. Die Aufgabenstellung wird eine andere. Sah man bisher im Justizpalast eben einen Palast, eine Gelegenheit, der Gerechtigkeit gleichsam einen imposanten Tempel zu bauen, der in Brüssel ja auch wie eine gewaltige Allegorie wirkt, anderorts aber leicht seinen ernsten Charakter verliert, so ist man jetzt doch mehr bemüht, den praktischen Bedürfnissen Rechnung zu tragen. Man läßt es nicht mehr der Außenarchitektur zuliebe so weit kommen, daß Sitzungssäle tagsüber nur mit künstlichem Licht benutzbar sind. Auch die Riesenkuppelräume kommen in Mißkredit, leider ohne daß die an ihre Stelle tretenden Repräsentations- und Wandelhallen besser werden. Auch die den Palastgeschmack noch nicht aufgebenden Treppenhäuser verraten, daß die Ueberwindung des alten Stils nur eine äußerliche Sache, eigentlich doch keine Entwicke-



4. Palais Schwarzenberg in Wien, Gartenseite

lung, sondern nur ein Wechsel der Vorlagen ist. Man war des Wustes überdrüssig, wollte einfache, strenge Formen und stieß auf den Barock. Von dem Barock des Münchener Justizgebäudes, das sich schulmäßig an den, sagen wir einmal historischen Barock hält, und eine natürliche Freude an dessen reichbewegtem Leben zur Schau trägt, unterscheidet sich die neue Entdeckung grundsätzlich durch den Willen, das Uebernommene souverän zu beherrschen, durch Zusatz von modernem, freiheitsfreundlichem Geiste den alten Formen neuen Daseinswert zu verleihen. Der letzte Rest von Bescheidenheit gegen die unantastbaren Vorbilder, der sich noch bis zum Jahrhundertende gehalten hatte, geht in diesem stolzen Selbstgefühl unter. Die wirklich große Tat der kunstwissenschaftlichen Entdeckung, daß die Zeit des Barocks auch in Deutschland nicht ein bedauerlicher Niedergang klassischer Kunst, sondern eine Kulturhöhe war, ging dem voraus. Die Architektenwelt war hoch erfreut, hier ein Muster zu haben von imposantem Schmuck einerseits und unbedingter Einfachheit andererseits. Man nahm für die Einzelheiten des Schmuckes gleich das nach weniger kostspieligem Material verlangende und technisch scheinbar leichter zu bewältigende Empire dazu, und im Handumdrehen eroberte sich diese Errungen-

5. Justizgebäude in Köln, Portalbau



6. Justizgebäude in Köln, Gesamtansicht

schaft aller Herzen. Vor allem die Verwaltungsbauten schienen für die Aufnahme dieses neuen Gewandes wie geschaffen. Und trotzdem man sich über die etwas häufig angewandte Schablone zu langweilen begann — andere machten schon wieder neue Versuche —, überraschte der Krieg noch manche dieser Bauten vor der Vollendung.

Als Empfehlung für den Barock liest man in der Fachliteratur, man müsse an ihm und am Empire wieder anknüpfen, denn dort sei die Entwickelung abgebrochen oder unterbrochen worden durch das Eindringen von uns fremden Stilelementen. Es soll den Vertretern dieser Meinung nicht abgesprochen werden, daß ihr Bemühen, etwas Gutes zu leisten, wirklich ernst war. Etwas anderes ist es aber, ob überhaupt die Möglichkeit da war, die versprochenen Leistungen wahr zu machen. Gewiß, man wollte nicht mehr eine sklavische Kopie, man wollte nach „Ueberwindung" der Vorlage eine Neuschöpfung bieten. Das Wort „Ueberwindung" findet sich oft, auch der Ausdruck „sich zu eigen machen". Fehlt auch die genaue Erklärung, so ist doch wohl gemeint, ein gründliches Kennenlernen und vollkommenes Verstandenhaben der Bauformen und Bauabsichten. Ist man wirklich so weit, so ist es eigentlich gleichgültig, ob man gotisch,

klassisch oder barock baut. Es muß dann immer gleich gut werden, und damit wäre ja der Zweck völlig erreicht, denn mehr wie ihre Sache verstehen, konnten die alten Meister auch nicht. Es ist auch in der älteren Architektur durchaus üblich, auf vorherliegende Perioden zurückzugreifen und sich deren Formenschatz nutzbar zu machen: Renaissance und Klassizismus. Aber es ist dann nicht die Folge vom Verwerfen der Bauformen, die man bis zu dem Augenblicke brauchte — abgesehen davon, daß dieser Wechsel nie so plötzlich vor sich geht. Nicht um eine erkannte Unfähigkeit los zu werden, greift man auf Altes zurück, sondern im Vollbesitz künstlerischen Könnens macht man sich die Vorbilder zunutze. Bei uns dagegen hatte man erkannt, daß die übliche Bauart nicht gut war, deshalb sehnte man sich nach etwas anderem. Man ging den Fehlern aber nicht auf den Grund, sondern schrieb aus anderen Heften ab. Deshalb mußten diese Versuche scheitern.

Die Taktlosigkeit, eine Architektur die andere überbieten zu lassen, hatten wir in München an zwei Nachbarbauten. — Es ist das nicht ein Vorwurf, der diesen einen Architekten allein trifft; das Unvermögen ist allgemein, wie diesen Ausführungen nichts ferner liegt, als einem einzelnen Architekten, etwa dem jeweiligen Erbauer des gerade besprochenen Werkes, einen persönlichen Vorwurf machen zu wollen. Die Fehler sind überall die gleichen und haben in den Schwesterkünsten auch ihre Parallelen. — Am Justizgebäude in Köln (Abb. 6) finden wir die gleiche Taktlosigkeit in dem Verhältnis des Mittelbaues zu den Eckbauten. Statt sich auf die Mitte zu konzentrieren, nehmen die Seitenbauten die Konkurrenz mit dem Erfolge auf, daß eins das andere ausschaltet und klein erscheinen läßt. Abgesehen von dem Mangel, die Bedeutung des Schmuckes nicht zu kennen, fehlt doch auch wohl die Sicherheit, die Wirkung so großer Bauten schon im Entwurf beurteilen zu können, und ganz wird man von dem Eindruck einer neuen Art Reißbrettarchitektur nicht frei, vielleicht milder gesagt: Kartonarchitektur. Der Portalbau selbst ist, wie beim Münchener Justizpalast, für sich fertig gearbeitet, die Flügel sind an ihn herangeschoben oder aus ihm herausgezogen, wären sie beweglich und ständen sie auf Rädern, so könnte man sie abrollen — übrigens auch

die Eckbauten —, ohne daß sich im Gefüge etwas lockern würde. Sie sind eben gar nicht gefügt, die Verbindung ist nicht da, jedwede Verklammerung fehlt. Den sechs Säulen mit Sockel und Giebelfeld geht es nicht besser. Bände sie nicht der Mörtel mit der Fensterwand, so könnte man die ganze Garnitur vorn überfallen lassen (Abb. 5).

Der Barock selbst bringt solche Giebeldreiecke selten mit diesen steiflinigen Schenkeln, wenigstens nicht der Barock, der unten über der Tür sich so wild gebärdet. Auch liegt hier der Scheitelpunkt zu hoch, wodurch das Feld trotz der Figurenfüllung leer aussieht. Ein Blick auf den Parthenon genügt, um zu zeigen, wie so etwas gelöst sein will. Auch in diesem Schmuck ein Verschwenden der zur Verfügung stehenden Mittel. Wozu für die Justitia, die ja ohnehin zentral steht, dieser Aufwand an Stufen, die natürlich die Verkleinerung aller Figuren bedingen? Doch ist dieser hohe Scheitelpunkt, wie auch auf dem barock durchgeführten Giebel der Seitenteile wohl nur gewählt, um den Anschluß an die Brechung der Dachlinie zu gewinnen. Damit sind wir bei einem der leider wenig seltenen Schmerzenskinder der deutschen Architektur gerade unserer Tage angelangt. Das Kind wird später in seiner Entwickelung vorgeführt, da wir uns noch reichlich mit ihm beschäftigen können und es, wie das ungeratene Kinder zu tun pflegen, überall im Wege steht. Hier soll nur gesagt werden, daß Dächer von der Höhe und Unbenutzbarkeit, wie sie der Kölner und Essener Justizpalast, die Baugewerkschule ebenda, die Handelshochschule in Köln, die sich übrigens eines besonders eigentümlichen Giebelfeldes mit einer etwas plumpvertraulichen Dachluke erfreut, bei den alten Barockbauten gemieden sind. Man kann nicht solche trostlos öde Flächen über das reichgegliederte Leben einer barocken Fassade setzen — wenn es da ist. Das ist ein vollkommenes Mißverständnis, wovon ein Blick auf die Bauten des 17. und 18. Jahrhunderts überzeugt. Diesen Fehler hat sogar die Zeit um 1870 nicht gemacht, die in ihrer besseren Hälfte den Vorzug hatte, daß die Vorbilder, wenn auch etwas pedantisch, doch gründlich studiert wurden. Denn in der Dachfrage gilt das gleiche für die Renaissance wie für den Barock. Der alte Münchener Justizpalast kennt das Steildach noch nicht. Die Linien,

7. Haus an der Place de Brouckère in Brüssel

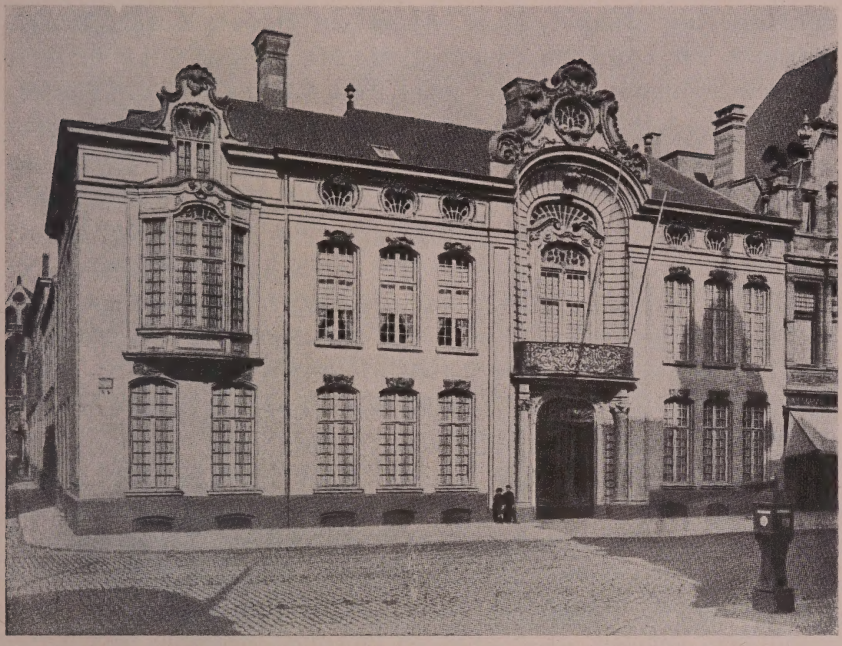
8. Justizgebäude in Köln, Eckbau

die diese modernen Dächer abschließen, sind ohne Schwung und ohne Schärfe.

Hinter der Säule auf der Place de Brouckère in Brüssel (Abb. 7) erhebt sich einer jener in Belgien so beliebten Bauten, die als Krönung zweier sich gabelnden Straßen gedacht sind. Die Aehnlichkeit mit den Eckbauten des Kölner Justizpalastes (Abb. 8) ist so groß, daß sie zum Vergleiche zwingt. Auch hier ist das Dach hoch, aber es ist als Architektur behandelt und hat die, schon als französisch gekennzeichnete, prägnante Form. Leisten fassen es ein und ein Kranzgewinde läuft oben um den First. In seinem Material und den zierlichen runden Dachluken wirkt es wie der Deckel eines Schmuckkästchens. Ein Gittergesimse vermittelt sehr geschickt den Uebergang von der Hauswand zur Dachneigung und läßt das Dach nicht so scheunenhaft übergestülpt erscheinen, womit übrigens den guten alten Scheunen nichts zuleide gesagt sein soll. Die Proportionierung der Fenster, das Verhältnis von Säulenfuß, von Säule zu Gesims und Last, auch bei den flachen Pfeilern, die Vorbereitung der Säulen im unteren Geschoß, die in festen Linien laufenden Gesimse, alles das ist im Brüsseler Eckbau sehr viel ruhiger und sicherer gestaltet als in Köln. Zudem weiß man nicht recht, welche freudigen Ereignisse den Architekten des strengen harten Mittelgiebels bestimmen konnten, bei den Seitengiebeln, im Türbau ohne Uebergang diese munteren Sprünge zu machen und die ernsten Linien so zum Lachen zu reizen, daß dadurch Michelangelos Kinder auf den doppelten Säulenpaaren in Lebensgefahr kommen. Ja, gut schmücken ist auch eine Kunst, die wir langsam verlernt haben. Man schmückt den Bau mit einem Portal; dann steht das Portal vor dem Bau, als ob mit ihm das eigentliche Tor zugestellt sei (s. Abb. Köln, Justizgebäude). Oder man legt den Eingang unter eine Art Laube nach innen, dann gibt es mehrere Löcher in der Fassade (vgl. die Portalfront des Justizpalastes in Lüttich mit dem Justizgebäude in Essen). Andere suchen vor Regen zu schützen und bauen einfach vor die Oeffnung, die den Eintritt ins Innere ermöglicht, einen Käfig, so eine Art kleinen Wintergarten. Die Bedachung der besprochenen Türkäfige zerstört den so schon kaum vorhandenen Zusammenhang mit der Front meist völlig. Auffällig ist, daß die Ueber-

dachungen zu den Eingängen der modernen mittleren Bahnhöfe meist ganz flach sind, in unverständlichem Gegensatz zu den Hauptdächern. Beispiele der einen und der anderen Art gibt es allenthalben, genannt seien nur die Bahnhöfe in Mülheim-Ruhr, Essen-West, Köln-Deutz, an Wintergärten der Eingang des Kgl. Oberpräsidiums in Münster i. W., das auch noch den Kampf mit dem Schloß für Lebensdauer aushalten muß, ferner der Türbau an der Baugewerkschule in Essen. Einen recht dauerhaften Wintergarten dieser Art — oben Terrasse mit Lorbeerbäumen wie in einem Musik-Kaffee — hat das Kieler Rathaus (Abb. 22) seitlich vor einen bedeutungslosen Frontabschnitt gestellt. An ihm oder richtiger unter seinen großen Fenstern sind die Eingangstüren angebracht, während in derselben Höhe den Hauptteil des Gebäudes riesige Kellerbogenfenster zieren. Daß der Eingang zu einem ausgedehnten Rathause einen stark betonten Platz einnehmen muß, scheint dem Architekten eine Regel, die nicht sonderlich beachtet zu werden verdient. Der Portalbau stärkt nicht die Fassade, dem großen Ratssaal fehlt im Sockelbau die Vorbereitung, der Turm ist nicht das Schlußstück des ganzen. Bei dem reichen Wechsel von Stilen, der sich oft auf einer Fassade findet (Justizgebäude Köln), fällt es um so mehr auf, daß die sonstigen Schmuckmotive sich meist bis zur blöden Monotonie wiederholen. Wozu muß am Portalbau (s. Abb. 22) die Fensterverbrämung fünfmal wiederkehren? Das Düsseldorfer Landesgericht kennt für seine Fenster an den Seitenflügeln nur eine Bekrönung. Die Neue Kgl. Bibliothek in Berlin hat nur eine, und zwar höchst langweilige Schablone, nach der die zahllosen Fenstervergitterungen aus schwerem Eisen am Sockelbau geprägt sind. Hier war doch Material. Die Stäbe konnten sich biegen nach den Ideen, so sind sie nur verbogen. Ebenso monoton wirkt der schwere Steinschmuck, der in gleichmäßigen Kränzen und Rosetten das ganze neue Rathaus in Mülheim-Ruhr (s. Abb. 21) bekleidet. Die Wirkung soll eine gewisse würdige Prachtentfaltung sein und ist nur ein Beweis für die Dürftigkeit des Formenschatzes. Dieses Versagen des Schmuckes ist die natürliche Folge der Gefühllosigkeit dem Organischen gegenüber. Wie können auch die Feinheiten gut werden, wenn die elementaren Dinge

9. Kreissparkasse in Münster



10. Haus Osterrieth in Antwerpen

nicht verstanden sind! Auch der Schmuck muß Organ am Hause sein.

Zumal bei den Bauten, die sich an den Barock anlehnen, mutet diese Simplicitas eigentümlich an. Dringt doch im historischen Barock alles auf einen Kulminationspunkt hin, dem sich die Einzelheiten unterordnen. Ein herrliches Beispiel ist das Haus Osterrieth (Antwerpen) (Abb. 10). Wie sparsam ist der Schmuck an den Fenstern und doch wie steigert er sich, bis er in dem über dem Mittelfenster mächtig ausklingt. Nur ein wirklicher Meister konnte es wagen, daneben den Erker mit dem Fenster, das kühn das Dachgesims durchbricht, zu voller Wirkung zu bringen. Es ist alles so selbstverständlich, wie ein echtes Kunstwerk sein muß. Was hier mit souveräner Leichtigkeit erreicht ist, die manierierte Wucht des Kölner Justizgebäudes bringt es nicht zuwege.

Daß dies nicht die Schuld eines Einzelnen ist, sehen wir an den genannten Beispielen. Selbst wo man sich offensichtlich bemüht hat, sind die Anstrengungen fehlgeschlagen. Die Kreis-

sparkasse in Münster (Abb. 9) ist ein Beweis dafür. Berücksichtigen wir das Dach einmal nicht. Die Fassade selbst in ihrer leichten Krümmung, die hier mehr Sinn hat als in Köln (Justizgebäude) — obwohl sich darin doch ein gutes Stück Aeußerlichkeit zeigt —, macht an sich noch keinen schlechten Eindruck. Verdorben wird aber alles durch den Portalbau, die dicken Kranzgewinde und die Stürze über den Seitentüren. Das reißt in die Wand, die ruhig wirken soll, solche Löcher, daß man sagen muß, der Architekt hat die Herrschaft über die Mittel, die es ihm ermöglichen könnten, Ruhiges mit Unruhigem zu verbinden, verloren oder, wahrscheinlicher, nie besessen. Die guten Vorbilder allein tun's aber nicht — der Erbdrostenhof lag doch so nahe —, sie wollen auch verstanden sein.

Es liegt etwas Tragisches, oder wenn man will Komisches darin, daß gerade die Verwaltungsbauten, in denen doch ein gutes Stück harter, moderner organisatorischer Arbeit geleistet wird, so erpicht darauf sind, in barocker Uniform zu erscheinen, die auf ihrer historischen Höhe die völlige Auflösung aller klassischen Formen, aller strengen Ordnung predigte und dabei bis zur ausgelassensten Wildheit gehen konnte. Gewiß, der alte Barock ist von überwältigender Schönheit, aber — sehr schwer zu überwinden.

Rathäuser

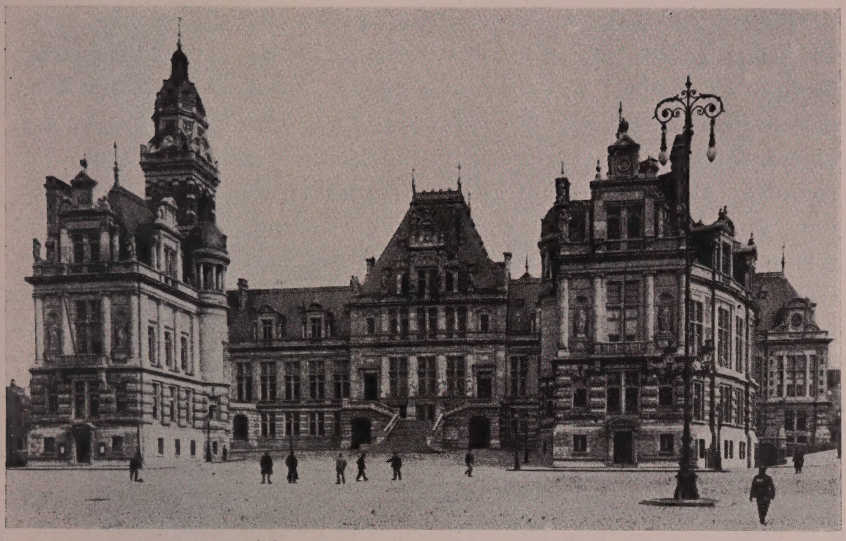
Ist das Palais de Justice in Brüssel in erster Linie ein Repräsentationsbau im größten Maßstabe, so ist die Tatsache, daß er wirklich repräsentiert, sein geringster Fehler. Eine Nötigung seitens der Gerechtigkeit, für sich Reklame zu machen, liegt aber doch kaum vor. Die Unparteilichkeit und Macht der Rechtsprechung ist nicht proportional der Größe eines Justizgebäudes, eher vielleicht der Ausdehnung einer Gefängnisanlage.

Bis in das 19. Jahrhundert hinein findet man ein Repräsentieren nur bei den Bauten, denen innerhalb der sozialen Ordnung eine besondere Bedeutung zukam. Die Rathäuser wollen die Macht der Stadt ausdrücken, die lediglich an die Oberhoheit der Fürsten mehr oder weniger gebunden war. In den Zunfthäusern an der Grande Place in Brüssel, sowie in den Korporationshäusern am Rathaus zu Antwerpen spielte sich das Leben der Stadt, ihre Vergnügungen, Empfänge und Feste ab und wurde das militärische wie zivile Wohl und Wehe der Stadt beraten. Nach dem Erstarken der Fürstenhäuser entstehen die Schloßbauten, für die sich gemäß dem Prinzipe der Souveränität große Dimensionen infolge der Repräsentationspflichten ergaben. In ihnen waren nicht nur die Festsäle, Wohnräume und Gastzimmer der fürstlichen Familie, auch der gesamte Hofstaat, die Kanzleien und Kunstschätze waren dort untergebracht. Weiter entstehen alle die Bauten, die für die Entfaltung und Erhaltung der fürstlichen Macht notwendig waren, Kasernen und Manufakturen, die Stadthäuser der Würdenträger und Großen des Reiches, die Gesandtschaften, kurz alle die Bauten, die einer Stadt wie Potsdam ihr Gepräge geben.

Alle diese Bauten, die auf den ersten Blick als Luxus erscheinen, sind inner- und außerpolitisch rentable Anlagen, denn sie bringen den augenscheinlichen Beweis der Macht und des Reichtums für Bürger und feindliche Nachbarn, sie verschaffen die nötige Achtung und den Respekt vor dem Besitzer. Heute bedarf es solcher Mittel, Macht und Bedeutung einer Stadt, eines Staates darzutun, nicht. Sie ergeben sich weit zuverlässiger aus den

durch Statistiken aller Art bekannten Tatsachen der Bevölkerungszahl, Steuerkraft, der Leistungen von Wissenschaft, Gewerbe und Handel usw So entsprechen denn auch die in den letzten fünfzig Jahren überall aufgeführten Rathäuser nicht den tatsächlichen Bedürfnissen. Heute ist ein Rathaus, gemäß den der Stadt zugestandenen Rechten und Pflichten, lediglich ein Verwaltungsgebäude d. h. ein Bürohaus.

Das Interesse, welches im Mittelalter der Stadt, ihrer Macht und Bedeutung entgegengebracht wurde, hat sich gänzlich verschoben, und heute weiß ein großer Teil der Einwohner einer Stadt von der Stadtverwaltung nur, daß sie das Recht hat, Steuern einzuziehen. Früher war die Stadt dem Bürger Heimat und Vaterland, sie schützte ihn sein ganzes Leben hindurch, und wie heute der Deutsche dem Reiche gegenüber fühlt, war sie sein Stolz, für sie setzte er sein Leben ein, auf sie konzentrierte sich im höchsten Maße, abgesehen von seiner Familie und der Kirche, das ganze Interesse. Die überall auftauchende Klage, daß aus begreiflichen Gründen lediglich die Hausbesitzer größeres Interesse an der Stadtverwaltung nehmen und in dieser stets wichtige Posten bekleiden, ist eine Folge der gänzlich veränderten sozialen Erwerbsordnung. Durch das plötzliche Wachstum der Städte wurde das ansässige Bürgertum zu sehr verdünnt. Familien, die heute durch mehrere Generationen in großen Städten seßhaft sind, lassen sich überall fast an den Fingern aufzählen. Arbeiter, Beamte und die Angehörigen der freien Berufe wechseln ihren Wohnsitz stets nach der Gunst der Verhältnisse, und auch der Besitz bildet selten für Generationen die Ursache der Seßhaftigkeit. Die Beziehungen zwischen Einwohner und Stadtverwaltung haben Parallelen in dem Verhältnis des englischen Arbeiters zu seiner Regierung: Es ist mir eigentlich einerlei, was ihr tut, wenn ihr mir nur nicht die Gemütlichkeit meines Lebens stört und Opfer von mir verlangt. Die Stadtverwaltungen sind aber weit entfernt, die Folgerungen aus diesen veränderten Verhältnissen zu ziehen, sie sind in einem solchen Vollbewußtsein ihrer Bedeutung, Macht und Beliebtheit, daß die Tatsachen sie nicht berühren, und sie träumen von mittelalterlicher Stadtherrlichkeit unentwegt weiter, und die Klagen der Steuerzahler, die ihr Rathaus von innen nur sehen an



11. Rathaus in Brüssel-Saint Gilles

den allbekannten Fälligkeitsterminen, können ihr Herz nicht erweichen.

So entsteht das große Mißverhältnis zwischen Befugnissen und Repräsentationsdrang bei den Rathäusern. Der Verwaltungsapparat der Städte ist infolge der großen Vermehrung der Einwohnerzahl derart gewachsen, daß die Räume der alten Rathäuser, soweit sie noch benutzbar sind, nicht mehr ausreichen. Man muß also neu bauen. Bis das neue Rathaus dasteht, bringt man die Amtsräume anderweitig unter. In Brüssel ist das alte, herrliche Hôtel de Ville noch in Benutzung, die verschiedenen Verwaltungszweige sind in Häusern in der Nähe einquartiert. Zunächst ist sehr zu bedauern, daß man dazu nicht die prächtigen Zunfthäuser wählte, die jetzt mit ihren kleinen Kramläden und Kneipen wenig vornehm wirken. Wenn man nun diese Amtsräume ordentlich unterbringt und behält die würdigen Rathäuser der Vergangenheit mit ihrem meist reich ausgestatteten Saale als Repräsentationsstück bei, wozu bedarf es dann eines neuen Rathauses?

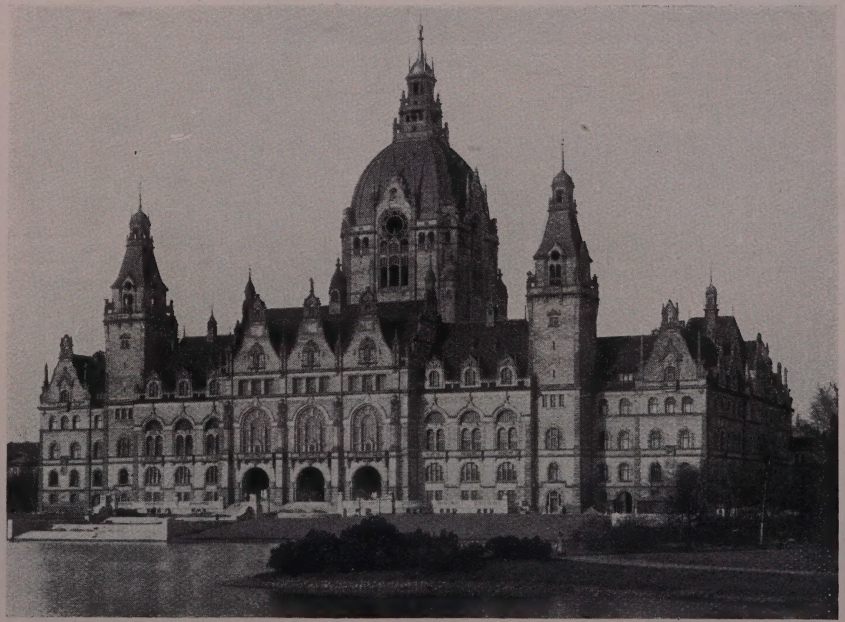
Die Sucht zu Prachtbauten, auch bei kleineren Dimensionen,

verführte bei dem Hôtel de Ville in Brüssel-St. Gilles, 1900 bis 1904 (Abb. 11), den Architekten, sich an eine schloßartige Anlage zu wagen. Das beste ist wieder die Lage und der Blick aus der gegenüberliegenden Straße. Auch die Lösung der beiden zangenförmig vorgreifenden Flügelbauten ist noch gut, besonders in ihrem Verhältnis zur Hauptfassade. Die Schmalseite der Flügelbauten will in demselben Sinne genommen sein, wie der Straßeneckbau an der Place de Broukère, doch ist sie nicht mehr so angenehm in den Formen, was vom ganzen Bau gilt. Die Aufgabe war doch zu kompliziert gestellt, und es fehlt nicht an Härten und Kleinlichkeiten. Völlig verfehlt sind die verschiedenen kleineren und besonders der große Turm, der gar nicht zur Geltung kommt und, wie die anderen, durchaus überflüssig ist. Im Inneren ist wohl eine gute Uebersichtlichkeit und kein Uebertreiben in den Gängen, doch ist die Durchführung der Schmuckteile ziemlich mäßig.

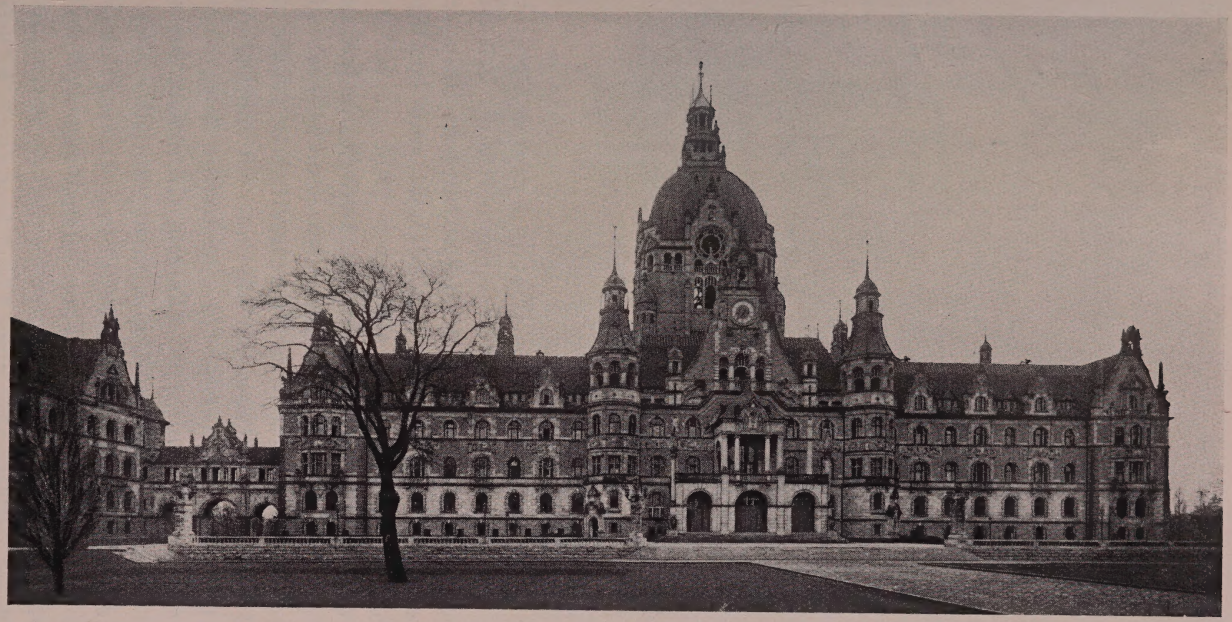
Große Rathäuser zu bauen wurde in Deutschland erst Mode in den 70er Jahren. Entsprechend der Gewohnheit der Zeit — es ist ja die Zeit der Riesenerinnerungsdenkmäler — wurde als Vorbild die Vergangenheit von der Renaissance abwärts benutzt, je nach dem Geschmack der maßgebenden Herren. Das Essener Rathaus (Abb. 12) stammt aus dieser Zeit. Das Vorbild ist die Gotik, die nun auch alles durchdringt, selbst Tische, Schränke, Stühle und Spiegel im Inneren. Aber abgesehen von spitzbogigen Fenstern und Zierraten erinnert auch nichts an Gotik und ist alles gleich öde, langweilig und geschmacklos, das beste ist noch die obere Partie des Turmes. — Beliebt war auch die Renaissance. Jedenfalls gelingt es bei ihrem klareren Gefüge, das sich für einen großen Komplex besser eignet, dem Architekten leichter, etwas Erträgliches daraus zu machen. So ist die Portalfassade des Wiesbadener Rathauses verhältnismäßig glücklich in den Proportionen. Wären nur die vielen Spitzen und Türmchen und die Formen etwas einheitlicher durchgeführt. Wie ein schlechter Witz mutet uns heute das Düsseldorfer Rathaus (1885) an, das sich mit merkwürdiger Dreistigkeit zwischen die alten Bauten am Marktplatz schiebt, eigentlich nur ein großer Torbau, ein französisch-belgisches Renaissance-Barockgemisch. Böse wird es aber, sobald die Ausmaße ins sehr Große gehen; dann macht

12. Rathaus in Essen

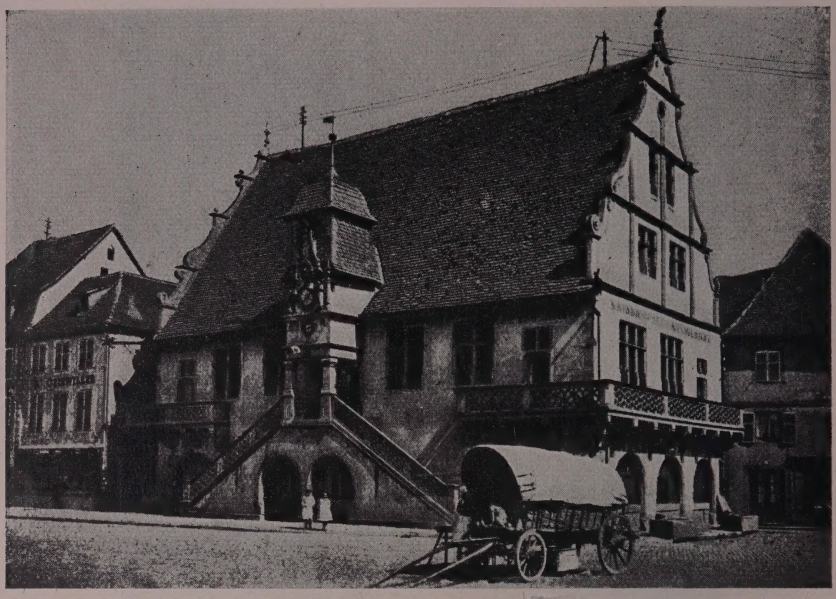
sich die Großmannssucht gleich breit, und alles wird überladen und protzenhaft. Die Heimatkunstbewegung bringt den Wunsch mit sich, das neue an, in der Stadt oder der unmittelbaren Nähe des Bauplatzes gelegene, alte Architektur anzuschließen. Das ist aber auch nicht so einfach, wie man denken könnte, da alte Städte, in denen noch viel erhalten ist, über Exemplare verschiedener



13. Neues Rathaus in Hannover, Rückseite



14. Neues Rathaus in Hannover, Frontseite



13. Rathaus in Molsheim

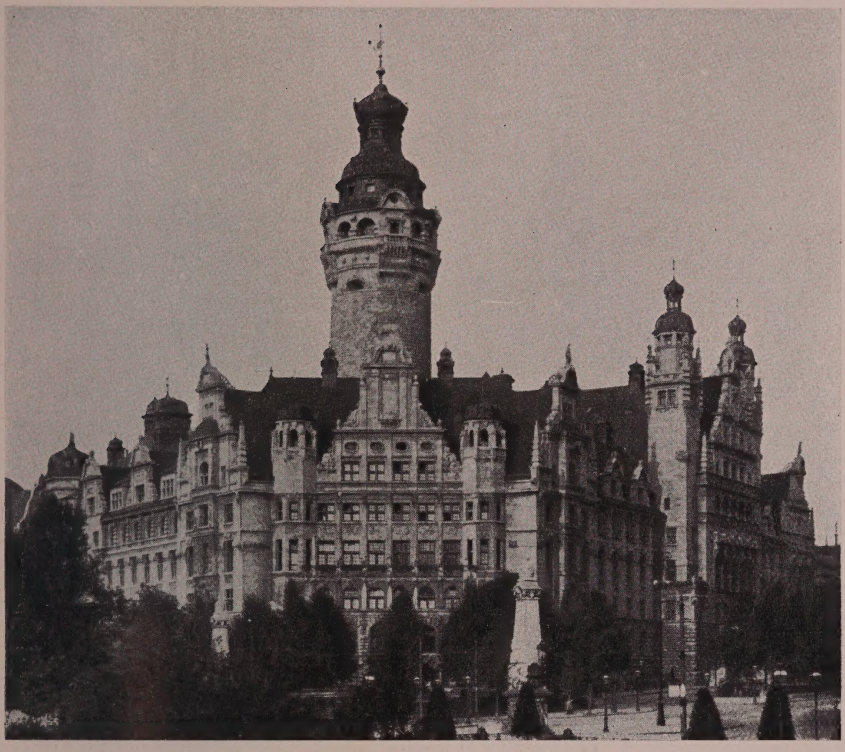
Zeit und Stilepochen verfügen. Was ist nun das Bodenständige? Da gaben dann auch äußerliche Geschmacksfragen den Ausschlag. Wir sahen das schon an der Kreissparkasse in Münster, dessen neues Rathaus ebenfalls hierher gehört, wie auch das Münchener. Selbst das neue Rathaus in Hannover (Abb. 13 und 14) leidet noch an diesem Akklimatisierenwollen. Doch ist das sein geringstes Leiden, ganz abgesehen davon, daß keinerlei Stileindruck erreicht ist. Zur Repräsentation der Stadtherrlichkeit reichte das alte Rathaus (Abb. 16) vollkommen aus, und ein Amtsgebäude hätte genügt. Was man gebaut hat, ist eine riesige Burg oder Schloßanlage mit Höfen, Balkonen, Türmen, Türmchen, die in einem großen, zentral gestellten Kuppelturm gipfeln oder gipfeln sollen, ein romantischer Plunder ohne Poesie, abgestandene Formen ohne jeden Ernst, eine unangenehme Unruhe ohne fließendes Leben, alle Uebergänge von einer Form zur anderen durch Türme verklebt, die ohne Logik hier rund, da eckig, deren Helme bald geradlinig, bald nach innen oder außen geschwungen sind. An der Platzseite in der Mitte ein Portalbau mit Baldachin,

16. Altes Rathaus in Hannover

der einen wehmütig stimmt, denkt man an seine ausgezeichneten Voreltern an den Rathäusern in Köln, in Molsheim (Abb. 15) oder Dettelbach. Früher wurden von dort aus den Bürgern die Beschlüsse der Stadtväter bekannt gegeben. Der Brauch scheint uns so heilig zu sein, daß wir wenigstens diese Erker nicht entbehren können. Es ist nur nicht einzusehen, warum man nicht unparteiisch bleibt und etwa Folterkammern oder Schränke für zanksüchtige Weiber und ähnliches auch aus Zartgefühl anbaut. Ueber den Baldachin steigt nach einem krummen Ansatz, mit dem zwei springende Wappentiere, ein Löwe und ein Pferd, nicht einverstanden zu sein scheinen, was ihnen bei der durch die Türmchen etwas bedrängten Lage ihrer Hinterteile nicht verübelt werden kann, ein Giebel so hoch, daß er den Haupt-

17. Neues Rathaus in Leipzig

turm großenteils verdeckt. Er würde sich verdient machen, wäre er selbst nicht ebenso schlecht. Immerhin schneidet beim Sehen aus größerer Entfernung hier der Dachfirst den Hauptturm nicht so glatt durch, wie bei dem entsprechenden Mittelbau auf der Wasserseite (Abb. 13), der an sich etwas besser geraten ist. Eine Parallele zu diesem Verfahren bietet das Leipziger Rathaus (Abb. 17 und 18) mit seinem Löwengiebel. Es hat sich auch einen Turm eingefangen, der sich in die Höhe reckt, damit er über die Dächer wegsehen kann. Dadurch wird sein runder Leib zerschnitten. Sonst sieht er aus, wie ein übernährter Fabrikschornstein, den man schön herausgeputzt und mit einem hohen Hut versehen hat, weil er nun einmal im Rathaus steht. Auch bei diesen Mittelfassaden macht sich, gegenüber dem Wiesbadener Portalbau, ein Rückgang in der Beherrschung der Formen, die man anwendet, bemerkbar, der in Belgien nicht zu verzeichnen ist, wie das Hôtel de Ville in St. Gilles beweist. Diese zunehmende Unsicherheit finden wir auch bei den Türmen, wenn wir den Essener Turm heranziehen. Es wird davon noch ausführlicher die Rede sein. Da an dem Kuppelturm des Hannoverschen Rathauses außen nichts Gutes zu finden ist, vermutet



18. Neues Rathaus in Leipzig

man eine Entschädigung im Inneren der Kuppel, denn hier könnte doch etwas wie ein Problem liegen. Aber nein, noch unter den außen sichtbaren großen, offenen Fenstern ist die Kuppel durch eine Decke abgefangen und der Raum, der seiner Kostbarkeit wegen nur von den umführenden breiten Gängen aus genossen werden kann, ist noch durch eine in der Mitte ansetzende Treppe verschnitten, die Ludwig XIV. für seinen Hofstaat genügt hätte; was hier keinen Platz gefunden, hätte sich freilich mit den in den Ecken stehenden Marmorwendeltreppen begnügen müssen.

Historisierend sind auch die Rathäuser in Stuttgart, Bielefeld, Duisburg. Das Stuttgarter hätte von den alten Häusern am Platze lernen sollen, wie man allein durch Größe und Anordnung der Fenster eine ausgezeichnete Front gestalten kann, auch

19. Rathaus in Thorn

wie Balkontürme gebaut sein wollen. Der Uebergang vom Haus zum Turm ist durch einen aufgeklebten Giebel „vermittelt". Weder Turm noch Giebel haben von unten her eine Basis. Ebenso unvermittelt beginnt über dem Dachsockelbau des Turmes jener Zauber von Kleinformen, angeblich eigenartigem Schmuck in Steinen und Türmchen, der für die Geschichte des modernen Turmes bis auf unsere Tage so charakteristisch ist. Soll mit dieser Hanswursterei, mit diesen Narrenkappen ein Ausgleich für die Langweiligkeit des „strengen Stiles" geboten sein? Das Duisburger Rathaus arbeitet mit allen Mitteln des Burgenstiles, Erker, Balkone und Dachaufbauten drängen einander. Ein Turm gebiert den anderen. Aehnlich steht's beim Rathaus in

20. Rathaus in Augsburg

Bielefeld, dessen Hauptfront jedoch erträglich ist, weil die Einzelformen mit einer zuckerbäckerhaften Gefälligkeit gegeben sind. Auch der Turm ist nicht so unruhig wie die beiden vorher besprochenen, wären nur nicht die schönen alten Turmhauben schon im Stadtbild.

Bei diesen Bauten kündet sich schon der neue Stil an, und in den letzten 5—10 Jahren wird das Bestreben der historischen Anpassung mehr und mehr überwogen durch das Bemühen, diese Fesseln abzuwerfen und etwas wirklich Modernes zu schaffen.

Was diese Bauten verbindet, ist, daß sie die Resultate des Ueberdrusses sind an dem vielen drum und dran, das sowohl die Stilimitation wie deren Verwandte, die Anlehnung an vorhandene alte Werke, mit sich brachte: Man vereinfacht. Hätte man diese Vereinfachung nur konsequent bis auf die Wurzel durchgeführt mit der Basis der wirtschaftlichen Forderung. Aber als augenfälligstes Beispiel dieser Vereinfachung sehen wir nur das alte Gewirr von Türmchen und Türmen zu einem einzigen, meist in geraden Linien und Flächen gehaltenen Turm zusammenlaufen. Damit aber sind wir wieder bei dem alten Liede, das jetzt nur in einer anderen Tonart vorgetragen wird. Gewiß, es ist nicht ohne Verdienst, wenigstens die Absicht zu haben, das Ueberflüssigste abzulegen. Aber was hilft das, wenn anderes ebenso Ueberflüssiges an dessen Stelle tritt, wenn alles letzten Endes doch nur dazu da ist, den Träumen des Architekten zur Wirklichkeit zu verhelfen, den Träumen, die der klaren, sicheren Vorstellung, der logischen Durchbildung entbehren. Man möchte eine eindrückliche, gewaltige Sprache reden, möchte großzügig sein, und gerät in hohles Pathos und wird nur teuer. Denn Hand in Hand damit geht das im Kunstgewerbe besonders starke Bestreben, das Material als solches in großen Flächen sichtbar zu machen. Die Bauten werden kahl, leer, selbst ärmlich oder eisig und verlieren immer mehr an bestimmter Organisation.

Das Ehrenamt, ein Wahrzeichen der Stadt zu sein, wird ein moderner Rathausturm nur in den seltensten Fällen erfüllen können. Der Turm am neuen Rathaus in Kiel (Abb. 22) ist so bevorzugt. Man sieht vom Wasser her nicht, daß er irgendwo auf dem Hof steht und mit dem eigentlichen Bau gar keine

Fühlung hat, von dem ihn schon die rote Farbe des Steines trennt. Der massive Sockelbau allein würde einen recht stattlichen Turm abgegeben haben, jedenfalls hätte es ihm an Wirkung nicht gefehlt. Aber nun geht es erst an, eine Form überbietet die andere und dann obenauf, für eine Spitze an sich viel zu hoch, diese Clowns-Zipfelmütze, in der sich die weichlichen Formen wiederfinden, die dem ganzen die persönliche Note geben. Rundungen überall, alles biegt sich und schmiegt sich, nur die Bauglieder schmiegen sich nicht aneinander. Zwischen der vorgebauten Eingangshalle und den großen Fenstern der Hauptfront besteht gar kein proportionaler Zusammenhang. Zwischen diesen Fenstern finden wir auch die jetzt so beliebten Fensterbänke, oder wie soll man sie nennen. Eigentlich sind es nur mehr oder weniger behauene Steinklötze, die man einfach zwischen die Pfeiler stellt. Auf dem Rathausplatz steht mitten in einem Wasserbassin ein unbekleideter Herr aus Metall, der ein bloßes Schwert in der vorgestreckten rechten Hand hält. Dieser Zeitgenosse ist symbolisch für die Gefühlsrichtung, die das Rathaus beherrscht. Pathetische Geste ohne elementare Wucht, Weichlichkeit, statt jener gemilderten Kraft, bei der man den klaren, sicheren Willen trotzdem fühlt. Man hätte das Starke *schaffen* sollen, statt nur immer danach zu *verlangen* und dadurch Leute, denen die Grundlagen zur Monumentalität fehlten, zu gewagten Versuchen zu verführen. Was beim Kieler Rathausturm zu weich wurde, ist beim Mülheimer Rathausturm (Abb. 21) zu hart. Der Wohlklang der Verhältnisse italienischer Türme, von denen er stammt, fehlt ihm, langweilig statt ernst. Dasselbe stellten wir schon beim Schmuck fest.

Dieser moderne Stil ist auch auf die sonstigen großen Verwaltungsbauten übergegangen. Seine Kälte macht sich fühlbar bei den schon besprochenen Justizpalästen, als Rustikasockel an der neuen Eisenbahndirektion in Köln. Die Strenge wird hier noch gesteigert durch die dem Mittelbau vorgelagerten Riesensäulen, die durch alle vier Stockwerke laufen. Durch den Rustikasockel will man dem gewollten Eindruck wohl eine solide Unterlage geben. Was am alten Palazzo Schutz war, wird hier Stil, denn Nachahmung soll es ja nicht mehr sein.

21. Neues Rathaus in Mülheim-Ruhr

Wir finden ihn so am Verwaltungsgebäude der Firma Krupp (Essen), dessen imposantem Eindruck namentlich bei Dämmerung man sich nicht verschließen kann. Leider zeigt sich auch hier, wie wenig der Architekt diese Massen richtig auszuwiegen vermochte. Ein gewaltiger Turm faßt an der linken Ecke der Straßenfront diese und die zurückliegende Flucht zusammen, oder soll es wenigstens, denn von organischer Verbindung kann keine Rede sein. Zwei Häusertorsen sind willkürlich verschnitten an ihn herangeschoben, und unten übernimmt die Vermittelung eine kralartig gebaute Pförtnerloge, die eine Vorstellung von der Raumbildung im Inneren unmöglich macht. Der Turm selbst wird, genau wie am Kieler Rathaus, um so romantischer, je höher man nach oben blickt.

22. Neues Rathaus in Kiel

In Belgien ist diese letzte Phase der Entwickelung unbekannt. Man macht noch keine Versuche, über die entlehnten alten Formen hinauszukommen, in den letzten Jahrzehnten fast noch weniger als früher. Man ist übersättigt mit Ueberliefertem und wird unfruchtbar. Nur nach der Seite des Geschmackes gibt es noch Varianten, die in Geschmacklosigkeiten ausarten.

Ein solches Mittelding zwischen Variierenwollen und Geschmackloswerden ist die Maison Communale in Schaerbeek, die, teilweise abgebrannt, heute in frischem Stein mit abwechselnden Matt- und Glanzziegeln noch weniger gut aussieht wie vorher. Wenn im ganzen die Disponierung noch klar ist, so treten in den Einzelheiten starke Schwächen auf, und der Turm an der Hauptfassade kann, obwohl er gut sitzt, doch nicht ernst genommen werden. Weit besser ist das konventionelle, aber sehr zurückhaltende neue Rathaus in Laeken (Abb. 23), dessen Turm sehr gut mitten vor die Front gestellt ist und sich auch in den Einzelproportionen nicht eigenwillig vom ganzen Gebäude löst. Allerdings würde dem Belgier größere Einfachheit nicht schaden können, und vor allem wäre das Wechseln der Steinfarben zu vermeiden.

Wo nur geringe Mittel zur Verfügung stehen, hört dieses fast schrankenlose Schalten natürlich auf, und tritt daher das Mißverhältnis von Mittelaufwand und Zweck bei den Rathäusern und sonstigen öffentlichen Bauten nicht so kraß in Erscheinung. In kleinen und mittleren Städten ist auch von seiten der Bürger noch ein regeres Interesse für kommunale Angelegenheiten, der Steuerzahler verliert den Wunsch nicht aus dem Auge, sein Geld, das einen immerhin sichtbaren Prozentsatz des Stadtbudgets bildet, auch vernünftig angelegt zu sehen. Zwischen Stadtverwaltung und Stadtvertretung besteht hier nicht die auf den verschiedensten Gründen beruhende Scheidewand, sondern bildet der abendliche Stammtisch ein starkes Bindeglied. Die Aufgaben sind einfacherer Natur und gehen nicht über den Gesichtskreis und das Einsichtsvermögen der Stadtverordneten hinaus, Neuerungen werden oft nach jahrelangen Kämpfen erst durchgesetzt. Selbst aber, wenn ein besonders energischer Architekt seinen Stil zu retten weiß, wird er doch so durchberaten und beschnitten, daß das Ueberflüssige im Verhältnis zur Ge-

samtausgabe nicht mehr von besonderer Bedeutung ist. Außerdem läßt der Ehrgeiz, dem auch zum Teil Stadtwesen mittlerer Bedeutung anheimfallen, sie nicht wie die Großstädte dazu hinreißen, sich gegenseitig zu übertrumpfen, um jeden Preis das prächtigste Rathaus, die schönsten Schulen, die idyllischsten Krankenhäuser zu besitzen.

Kostbares, schlechtes und solides Material sind drei gänzlich verschiedene Dinge, aber auch hier scheint eine Begriffsverwirrung eingetreten zu sein. Man hält es für beschämend, in der guten früheren Art zu arbeiten und das Praktische, Billige und Solide zu verwenden. Bronze, Kupfer, Marmor und Hausstein sind für unsere Zeit, in der die Bedürfnisse so stark wechseln und Gebäude häufig in kurzer Frist den veränderten Verhältnissen weichen müssen oder eine andere Verwendung finden, scheinbar einzig mit Anstand zu verwenden. Die Art, einen Bau zu schmücken, wie es Friedrich der Große in Potsdam und Sanssouci für seine Privatzwecke als genügend erachtete, kann heute nur noch ein Lächeln auf die Züge eines Baurates locken. Ein Vergleich der Bauten, die der preußische Staat dem Kriegsministerium oder Generalstab, das Deutsche Reich dem Reichsamt des Innern und Aeußern zur Verfügung stellt, mit einer beliebigen neuen großstädtischen höheren Schule, muß den vorurteilslosen Beschauer unbedingt die Bedeutung des Schuldirektors höher anschlagen lassen, wie die Stellung eines Ministers. Nach der Ausstattung eines modernen Rathauses, besonders der Empfangshallen, Treppenhäuser, Vor- und Wartezimmer, bleibt die Art der Benutzung ein Problem, dessen einfache Lösung als unmöglich erscheint: Sie werden nämlich nicht gebraucht, und die meisten Menschen, die in einem Rathause aus- und eingehen, sind weder an derartige Räume gewöhnt, noch verstehen sie den Wert der geschmacklosen Kostbarkeit. Im Gegenteil, dem einfachen Mann, der seine sauer verdienten Groschen in die Steuerkasse trägt, gruselt es bei dem Anblick der verschwendeten Werte, und es ist ein häßliches Bild, wenn diese Gegensätze ohne jede Veranlassung konfrontiert sind. Albern, dumm und geschmacklos ist diese Häufung kostbarer Materialien; Eitelkeit ohne Hintergrund, die Sucht nach Hallen, Vestibülen und Wandelgängen im Sinne altrömischer Neronenherrlichkeit.

Welche Werte sind nutzlos angelegt, liegen hier für alle Zeiten brach ohne jemals Gegenwerte auch nur irgendeiner Art einzubringen, wieviel Menschenarbeit erforderten sie und kostet die Instand- und Sauberhaltung täglich!

Um so unverständlicher ist diese Verschwendung, als die Ansprüche, die an den Stadtsäckel infolge der starken Vermehrung der Bevölkerung gestellt wurden, an und für sich schon eine stark steigende Tendenz aufwiesen und die Kommunalsteuern in fast allen größeren deutschen Städten in den letzten Jahrzehnten sehr angezogen wurden. Aber diese Tatsache konnte die Stadtverwaltung nicht veranlassen, überall da, wo es anging, zu sparen. Wie man sich aber gegen sein Lebensinteresse versündigte, beweisen besonders schön gelegene und gern aufgesuchte Städte, die dadurch viele reiche Steuerzahler in ihren Mauern beherbergten. Durch große Ausgaben, die nicht zum wenigsten in Prachtbauten gemacht wurden, sahen auch sie, trotz der günstigen Verhältnisse, sich zu einer solchen Erhöhung der Abgaben gezwungen, daß der reiche Zuzug merklich nachließ, und die Verlegenheit, in der sie sich nun befinden, ist groß.

Auch die Regierungsbauten konnten diesem Zeitgeiste nicht ganz entgehen. Immerhin aber sind hier die Wellen nie in derartiger Springflut gegangen, sondern es hat die alte gute preußische Art stets eine glättende Hand gezeigt. Wo es wirklich Bedeutendes galt und wo die Macht und Repräsentation zum Ausdruck kommen mußte, wie beim Abgeordneten- und Herrenhaus und besonders auch beim Reichstag, war es berechtigt, zu zeigen, daß man sich in einem blühenden Reiche befand. Allerdings hätte man von dem Zentralsitz der Repräsentation, dem Berliner Schloß, verständig lernen sollen, wie sich Würde und Sparsamkeit nicht nur nicht aufheben, sondern die sparsame Einfassung den Schmuck erst recht zur Geltung bringt.

Die belgischen Regierungsbauten entstammen zum größten Teil der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Aber sie schon lassen den Unterschied der deutschen und besonders preußischen Regierung einerseits, der belgischen andererseits erkennen. Während in den Ministerien Deutschlands mehr das strenge Arbeits- und Bürohaus zum Ausdruck kommt, sind in Belgien diese Gebäude

23. Rathaus in Brüssel-Laeken

eigentlich eine Reihe von prunkvoll eingerichteten Palais. Amtsräume lassen sich infolgedessen schwer genug unterbringen, und Gebäude neben Gebäude wurden nötig. So besitzt Belgien für die ministerielle Verwaltung des kleinen Landes in Brüssel ein Stadtviertel von solcher Ausdehnung, wie der preußische Staat es kaum braucht, und doch hat das Generalgouvernement trotz des Wirrsales der verschiedensten Gebäudekomplexe seine Not, die erforderlichen Arbeitsräume aufzubringen.

Es ist übrigens nicht Großmannssucht allein, die, zumal in unseren deutschen Städten, den Luxus der öffentlichen Bauten erklärt. Ein weiterer Umstand, dessen Gründe sich in allen Punkten kaum klarstellen lassen, trug dazu bei, daß man bei Bewilligung der Gelder für öffentliche Bauten nicht die Schwierigkeiten hatte, die man bei dem soliden Fonds im deutschen Volk erwarten müßte. Werden die Kostenanschläge vorgelegt, so erscheinen die Summen nicht außergewöhnlich

hoch, man bewilligt sie, wenn auch oft bedenklichen Herzens, nachdem man sich überreden ließ, daß ohne diesen Turm und ohne jene Halle der Bau einfach schlecht sei. Hinterher erst, nach Beginn des Baues, treten die Nachforderungen auf, man hat dieses und jenes vergessen, anderes zu niedrig eingesetzt; wenn eine Rentabilitätsrechnung überhaupt vorhanden war, sind manche Posten unklar geblieben. Diese bei fast allen größeren Bauten als allgemein zu bezeichnende Erscheinung, bringt die Baukosten auf eine Höhe, mit der man sich nie einverstanden erklärt hätte, wäre vorher auf die Unvollkommenheiten der Rechnungslegung aufmerksam gemacht worden. So verteuern sich die Bauten um ein bedeutendes, und man kann sagen, daß es ungewöhnlich ist, wenn ein Bau nicht um einen beträchtlichen Teil den ursprünglichen Kostenanschlag überschreitet. Wie sind diese Zustände möglich, wer ist der Schuldige? Gewiß nur zum geringen Teil die Kreise, denen die Bewilligung der Gelder zusteht, denn man kann schlechterdings von einem braven Schneidermeister, der mit besonderem Geschick in die Baukommission gewählt wurde, nicht die Geschäftskenntnis, Erfahrung, den hohen Grad auch an architektonischem und künstlerischem Wissen verlangen, der zur restlosen Durcharbeitung solcher Projekte erforderlich ist. Kann es dann wundernehmen, daß der Architekt, der nicht einmal Herr über seine Kartonarchitektur ist, sich über die erforderlichen Kosten und Ausgaben bei einem großen Bau nicht vollständig klar wird? Wie sehr diese Zustände eine Aenderung erheischen, geht aus dem Antrage eines Stadtverordneten hervor, das Krankenhaus, welches mit einem Aufwand von Millionen in einer rheinischen Großstadt errichtet war, wieder abzureißen, da ein solches Verfahren dem Gesamtwohl der Stadt immer noch zuträglicher sei, als die angeforderten Ergänzungskosten, die zusammen mit den endgültig festgesetzten jährlichen Zuschüssen eine Höhe erreichten, daß selbst den Vätern dieses sehr blühenden Gemeinwesens die Haare zu Berge standen. Eine gewisse prozentuale, kleine Dehnbarkeit wird sich bei einem Kostenanschlag großer Bauten selbstverständlich nach unten und oben nicht vermeiden lassen. Sie läßt sich aber vorher mit in Rechnung setzen. Jene mit Treffsicherheit immer wiederkehrenden Ueberschreitungen jedoch

sind unbedingt auszumerzen, und diese Ausmerzung liegt auch im Bereiche des durchaus Möglichen, wenn nicht Selbstverständlichen. Wie sollte es sonst Ballin möglich sein, Ungetüme wie „Imperator“ und „Vaterland“ zu bauen, und wo würden wohl die Dividenden der Hamburg-Amerika-Linie bleiben, wenn auch nur die Möglichkeit vorhanden wäre, daß während des Baues die Kosten sich doppelt so hoch stellten als veranschlagt, und dadurch die Rentabilitätsrechnung ein negatives Resultat aufweisen könnte!

Bahnhöfe und Postanstalten

Als Monumentalgebäude treten in Belgien auch die Bahnhöfe auf. Würdig und ernst und zügiger noch, wie etwa der Justizpalast in Antwerpen (1872), ist die Gare du Nord in Brüssel (1840). Die Gare du Midi in Brüssel (Abb. 24) steigert diesen Ernst in den Pathos eines Triumphbogens und erreicht damit und mit Hilfe der vorzüglichen Proportionen der niedrigen Flügelbauten einen Eindruck von Größe, der noch bestes Können verrät. In der Tat sind hier die Mittel, trotz des Triumphbogens, sehr gering, zudem ist es völlig gelungen, die Hallenkonstruktion hinter Giebeln zu verbergen. Diese Hallen sind für die meisten Anlagen das Problem. Die neue Zeit ist eine Eisenzeit, und man hat sich redlich geplagt, die Eisenkonstruktion mit der Steinfassade zu verbinden. Bei den Durchgangsbahnhöfen ist die Lösung noch einfach, da die Hallen parallel zum Gebäude liegen, das wie in Löwen, Lüttich, Arlon langgestreckt gerne an die niedrigen Schlößchen des 18. Jahrhunderts erinnert, mit der in der Mitte überhöhten Halle und den seitlichen Eckrisaliten. Baulich ist die Verbindung der einzelnen Teile, das Verhältnis von ein- und mehrstöckig meist sehr glücklich. Bei uns ist diese Art vielfach nachgeahmt, so bei dem Hauptbahnhof Düsseldorf. Nur ist hier die leichte Grazie der französierenden Bauten ins Plumpe und Spießige gewandelt. Schwieriger wird der Fall bei Kopfbahnhöfen, denn hier kommt man um den Kompromiß mit der Eisenhalle nicht herum. Der Anhalter Bahnhof Berlin (1875—1880) setzt der Halle noch einmal einen ungewohnt gut gegliederten langen Fassadenbau vor, was ihn dann allerdings zwingt, im Inneren fürstliche Treppenhäuser zu entfalten. Der Frankfurter Hauptbahnhof (1883—1888) führt dann die Mittelhalle etwas niedriger bis an die Front durch. Baulich ist vom Anhalter zum Frankfurter schon ein kleiner Rückschritt festzustellen, der noch größer wird in der Halle des Kölner Hauptbahnhofes. Das Konstruktive wird immer unklarer durch das Ueberwuchern schlechter Architektur. Man hatte doch anfangs einfache Anlagen geschaffen, so die alten Bahnhöfe von Stuttgart (1867) und Hannover (1876 bis 1880). Kam die Anregung von den pompösen Wiener Bauten

24. La gare du Midi in Brüssel

der sechziger Jahre, oder ist es nur eine Konkurrenz der Städte? Den Anlaß bot ja wohl die Verkehrssteigerung, der aber kaum durch prunkvolle Architektur gedient war. Die Aufgabe ist, Räume zu schaffen, in denen Menschenmengen ungehindert aus- und einfluten können. Der Hamburger Hauptbahnhof wählt eine riesige, lange Durchgangshalle, vielleicht die glücklichste Lösung. Aber wozu nun noch der kostspielige Architekturverputz! Bis zu welcher Wucht sich eine einfache Eisenhalle steigern läßt, sollte man von den Ingenieuren der großzügigen Fabrikhallen lernen. Des Reiches Waffenschmiede Essen hat dafür die herrlichsten Beispiele (s. Anm. unten).

Doch wird man mit den einfachen Längshallen noch verhältnismäßig viel besser fertig, als mit den Kuppelräumen, die sich — wahrscheinlich ihrer stimmungsvollen Kompliziertheit halber — großer Beliebtheit erfreuen. Der Gipfel dieser Liebe ist im Zentralbahnhof Antwerpen (1905) (Abb. 25) erklommen, einem monströsen Bauwerk, an dem das Zuviel der kleinen Türme alles verdirbt, was an Wurf da ist. Noch schlimmer wird das

Anm. Die Vorsicht, die natürlich für die Kruppschen Fabrikanlagen in besonderer Weise notwendig ist, ließ das stellvertretende Generalkommando jede Publikation von Kruppschen Werkstätten untersagen.

im Inneren, in dem mehrere Marmorrenaissancestockwerke zwischen den vier mächtigen, flachen Steinpfeilern, die die Kuppel tragen, erdrückt werden und außerdem noch mit Eisenwerk konkurrieren müssen. Was um 1870 beim Palais de Justice noch gelang, ist 1905 nicht mehr möglich. Die Kuppel steht wenigstens noch im Zusammenhang mit einer Nützlichkeitsanlage, dem Verkehrsraum. Jetzt fehlt nur noch das, was den Schönheitssinn erst ganz und allein befriedigen kann — der Turm. Allenthalben wird diesem Uebelstand abgeholfen. Die Gare du Süd in Antwerpen (1892) versieht ihren Portalbau mit einem recht stattlichen. Auch der Kölner Hauptbahnhof kann es sich nicht versagen, mit einem Uhrturm neben dem Dom komisch zu wirken. — Wie dezent ist die Uhr an der Gare du Nord und Gare du Midi in Brüssel angebracht. Eine gefällige Mischung von Jugendstil, Barock und Märchenarchitektur gibt auch der Hauptbahnhof Crefeld. Aber es sind doch wenigstens Reste von Fügen und Binden der einzelnen Glieder zu spüren. Den originellsten und albernsten Turm bringt aber der Bahnhof Brüssel-Schaerbeek, der bei verschiedenfarbigem Stein mit abwechselnd geraden und schrägen, hellen Bändern wie zur Maskerade umwickelt ist. Wir begegnen Aehnlichem bei einer bestimmten Gattung von Häusern.

Arbeitet man in Belgien im wesentlichen nach dem alten Schema weiter, wie wir das schon bei den Rathäusern sahen, so hat sich in Deutschland im letzten Jahrzehnt ein ziemlicher Umschwung in der Anschauung vollzogen. Die Periode der romantischen Bahnhöfe, der noch der Essener Hauptbahnhof angehört, kann man wohl als überwunden ansehen. Auch sind diese Kleider meist bald zu eng geworden. Der Grund für diese Wandlung liegt in der Höherlegung des Gleisniveaus und in der anderen Sicherheitsmaßregel, den eigentlichen Bahnkörper möglichst von dem Gebäude zu trennen. Damit hört die alte Verquickung von gewaltigen Eisenhallen mit der Architektur der Verwaltungs-, Verkehrs- und Warteräume auf. Letztere werden wieder selbständige Gebäudekomplexe. Und namentlich in mittleren Städten, wie Essen-Ruhr-West, Köln-Deutz, Mülheim-Ruhr ist diese Scheidung glücklich durchgeführt. Man hat wieder Häuser, wie sie die alten Bergisch-Märkischen

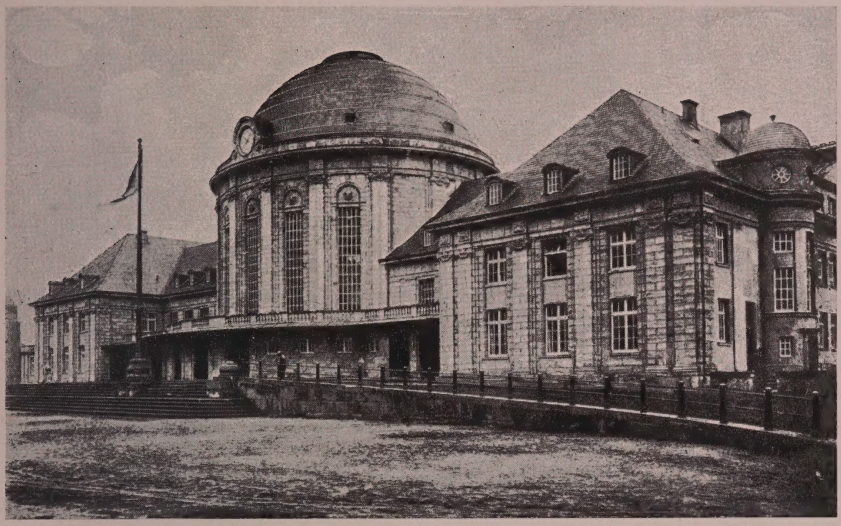
25. La gare Centrale in Antwerpen 1905

Stationen schon besaßen, nur ist die große Mittelhalle hinzugekommen. Sind diese neuen Anlagen auch nicht so flatterhaft wie die älteren, so sind sie doch nicht frei von den Fehlern, die sie mit den anderen steinernen Zeitgenossen teilen müssen. Doch freuen wir uns, sagen zu können, daß z. B. der neue Köln-Deutzer Bahnhof (Abb. 27) auch in der Proportionierung der Bauglieder besser und ernsthafter ist, als die gleichzeitigen belgischen. Weniger angenehm berührt es, daß der Architekt den Ehrgeiz hat, in der Wahl des Materials den Eindruck zu erwecken, als seien Verkehrserweiterungen ausgeschlossen. Auch der Kostenaufwand für die Kuppelhalle, die wie ein Pantheon auftritt, dürfte sich bei etwas mehr Bescheidenheit vor allem in der Höhe sehr herabschrauben lassen. Daß man einfach bauen kann, beweisen die durchweg nicht übertriebenen Güterschuppen,

26. Bahnhof in Mülheim-Ruhr

bei denen nur die praktischen Gesichtspunkte maßgebend waren — oder war es mehr ihre versteckte Lage — und die deshalb auch architektonisch genügen.

Es steckt etwas von Gernegroß auch in den kleinen Bahnhöfen. Man will Eindruck machen, wie es die modernen Riesenbahnhöfe wollen. Von 1906 datiert schon der Entwurf für den Leipziger Hauptbahnhof (Abb. 28), der erst 1915 fertig wurde und seinerzeit das größte Aufsehen machte. Müssen die beiden Haupthallen diese Höhe haben? Gewiß soll es ein origineller Gedanke sein, beide Hallen ganz gleich zu gestalten. In Wahrheit ist es ein Mangel an Originalität, sind doch die Vorbauten bei dieser Ausdehnung nicht mehr mit Flügelfassaden zu vergleichen. Solche Zwillingsgeburten sind langweilig. Hier Warenhaustragik, dort in Mittelbau und den Außenflügeln Kleinformen in Rundsäulen und Fensterfassungen, die den Ernst der Lage nicht einsehen wollen und für sich weiter Unruhe machen. Wo bleibt die Gemeinsamkeit der Formensprache, auf die man so stolz ist! Die Außenflügel, die Hallen, der Mittelbau — drei verschiedene Dinge, drei verschiedene Ausdrucksweisen. Daß auch hier die Teile nur ineinander geschoben, aber



27. Bahnhof in Köln-Deutz

nicht gefügt sind, braucht kaum betont zu werden. Liegt das alles vielleicht auch etwas daran, daß zwei Architekten sich in die Arbeit teilten? Wir beobachten dies Verfahren jetzt häufiger. Was bei einem fehlt, summiert sich bei zweien. Muß das aber gerade bei dem größten Bahnhof Europas geschehen?

Die Mahnung zu bescheidener Aufmachung trifft auch unsere Postgebäude. In den: „Gedanken und Erinnerungen" sagt Bismarck (Bd. II, S. 210, Cotta 1898): „Ich bin seinen — Stephans — Eigenmächtigkeiten stets mit dem Wohlwollen entgegengetreten, das die Achtung vor seiner eminenten Begabung mir einflößte, auch wenn sie in meine Kompetenz als Kanzler und stimmführender Vertreter Preußens einschnitten oder er durch seine Vorliebe für Prachtbauten die finanziellen Ergebnisse schädigte." Wir sind es der Pietät gegen den Organisator des deutschen Postwesens, er starb 1897, heute wohl kaum noch schuldig, uns in große Unkosten zu stürzen, und es wäre wohl an der Zeit, sich von diesen Postpalästen frei zu machen, die nach Aufgabe des Renaissanceschemas die abenteuerlichsten Formen angenommen haben. So besonders in Essen. Der Stephan'sche Wunsch entsprang

vielleicht nur dem Ehrgeiz, den ungeheuren Aufschwung, den Deutschland nach 1870 im Postwesen nahm, auch äußerlich in Palästen zum Ausdruck zu bringen, die den Vergleich mit denen der Nachbarländer nicht zu scheuen brauchten. Und etwas von berechtigtem Willen zur Repräsentation lag ja darin. Das junge Deutschland wollte den Anderen zeigen, es könne sich das erlauben. Denn der Postpalast ist nicht deutsch, sondern international.

Brüssel baute an seiner Grande Poste von 1885—1892 (Abb. 29). In dem Vermögen, die Bauglieder in richtigem Verhältnis zu geben, steckt noch tüchtige Meisterschaft — selbst die neueste Ergänzung paßt sich dem Bau ausgezeichnet an —. Aber auch hier ist der internationale Grundfehler gemacht, den unsere Postgebäude ebenfalls mitmachen. Sie nennen sich mit Stolz Verkehrsgebäude, was tat aber der Architekt, um diesen Verkehr — gemeint ist jetzt der Verkehr des Publikums — zu erleichtern? Er erschwerte ihn. Von der Straße aus führen Stufen in einen Vorraum, durch dessen Türen man wieder in einen Vorraum gelangt, in dem qualitätlose allegorische Malereien wenig dazu helfen, das richtige Labyrinth von Stangen und Türen zu finden, das einen ins Innere befördert. Wozu alle diese Windfänge für Menschen? Wir finden sie mehr oder weniger kompliziert überall — nicht nur in Postanstalten. Wozu die Erschwerung durch lästige Treppen? Und ein gutes altes Muster hatte der Erbauer so nahe, gleich gegenüber im Theater (Abb. 39). Wie es dort geschah, soll man solche Eingänge zu ebener Erde legen. Auch die Windfangfrage lösten die alten Meister einfach. Sehen wir die Kirchen an, in denen viele hunderte Menschen aus- und eingehen. Das Tor steht offen, und nach einem Vorraum, der selten 10 Fuß tief ist, stößt man auf die leichten Klapptüren und ist im Inneren. Selbst eine große Menge hat keine Gelegenheit, sich im Vorraum zu drängen wie in modernen Kirchen, sondern kann fast sofort auf der Straße auseinander strömen. Unsere Warenhäuser haben es längst begriffen, daß man das Aus- und Eingehen so bequem wie möglich gestalten soll. Die Verkaufsräume erreicht man von der Straße ohne Stufen. Um Briefmarken zu kaufen, muß man erst ein repräsentatives Treppensteigen veranstalten. In

28. Hauptbahnhof in Leipzig

29. La Grande Poste in Brüssel

Essen plant man seit langem aus Verkehrsgründen einen Umbau der Hauptpost, dieser Verkehrserleichterung ist in keinem der Entwürfe Rechnung getragen. Wohl findet sich überall der Eckturm wieder, bald ernst und drohend, bald heiter und gemütvoll, aber immer im Gefühle seiner Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit.

Belgien gegenüber können wir uns trösten. Unsere Posttürme sind vielleicht höher und teuerer, aber selten schlechter, wie der am Hôtel des Postes in Löwen, der einen traurig stimmen kann, weil er zu dem wenigen am Platze gehört, was die Beschießung überstanden hat. Nochmals: Postgebäude und Luxus verträgt sich nicht. Hier muß gespart werden! Wozu muß eine Post in Sandstein und Marmor errichtet sein, wie etwa in Potsdam, wo Könige sich mit Verputzbauten begnügten!

Unterrichtsgebäude

Mehr als im Frieden spricht man jetzt von dem, was Deutschland seinen Schulen verdankt. Zu den Emporkömmlingen der Friedenszeit gehört vor allem die deutsche Volksschule. Wenn die Ausbildung unserer Jugend bis zum vierzehnten Jahre Schritt gehalten hat mit dem Wachstum des Schulhauses aus dem Notbehelf niedriger Zimmer zur imposanten Größe einer mittleren Universität, wenn das Können des Architekten in demselben Maße gestiegen ist, dann allerdings —.

Das Erfreulichste war wohl der Gedanke der Kinderfreunde und Hygieniker, den Kindern große, gesunde Arbeitsräume zu schaffen. In den Großstädten mit ihrer Bevölkerungshäufung ging man dem Problem dadurch zu Leibe, daß man vielstöckige Kästen baute, schematisch, ohne Schmuck, ohne eine andere Gliederung als die, welche durch die Zahl der Klassenzimmer gegegeben war. Man tat schon ein übriges, paßte man sie dem gerade herrschenden Stilgeschmack an, doch erlaubten die Mittel selten, mehr als eine ärmliche Andeutung etwa von Gotik zu geben, welche dann die nicht immer unvorteilhafte Klarheit zu trüben neigte. Mit der Wende des Jahrhunderts regt sich die Eitelkeit auch hier, und zwar muß das Bedürfnis des Kindes herhalten, das man nicht in seinen empfänglichsten Entwickelungsjahren in diese trostlosen Kästen sperren dürfe: Mehr Anregung für die hungernde Seele des Kindes, mehr Romantik, und nach kurzen Wehen erblickt auch hier das Licht der Welt — der Turm.

Die moderne Baukunst kennt zweierlei Türme, den Turm neben dem Dach und den Turm auf dem Dach. Die erste Art zerfällt wieder in die Türme, die selbständig sind und für sich schon etwas bedeuten sollen — man zeigt das, indem man sie zentral oder ganz in die Ecke stellt —, und solche, die eingebaut sind und die Aufgabe haben, zwei winklig zueinander stehende Gebäudegruppen zu verbinden. Die zweite Art soll, falls man nicht nur ein gedankenloses Nachahmen annimmt, wohl nur eine besondere Spitze des architektonischen Gedankens sein. Diese Spitze ist fast rein deutsch. Die Berechtigung zum Auftreten erwirbt sie sich dadurch, daß das Gebäude ein öffent-

30. Schule am Holsteiner Ufer in Berlin

liches ist oder doch eine ähnliche Größe aufweisen kann. Sie steigt dann aber auch auf jedes Dach wenigstens einmal, wechselnd in der Größe. Die Haupteigenschaft dieses Türmchens ist, neben seinen schlechten Formen, seine vollkommene Ueberflüssigkeit. Entweder scheint es in dem Dach zu ertrinken (Essen — Reichsbank) oder es sieht vorwitzig zu weit heraus (Essen — Justizpalast), nie aber steht es mit dem Dach, von der Fassade zu schweigen, in organischer Verbindung. Kreuzungen kommen auch vor. Einer recht lehrreichen erfreut sich die Gemeindeschule am Holsteiner Ufer — Berlin (Abb. 30). Peinliche Aehnlichkeit mit der Maison Curtius — Lüttich (Abb. 31) fällt auf. Die Front ist in der Mitte als Giebel hochgezogen, der sich an einen in das Dach geschobenen Kasten anlehnt, kein Turm und kein Giebel, aber eine Aufmachung und — in Berlin nicht üblich. Um zu zeigen, was man sich leisten kann, steht daneben auf dem First — das Türmchen, klein und bescheiden, aber es steht. Wenn man wirklich so etwas machen will, gehe man doch zu den Alten

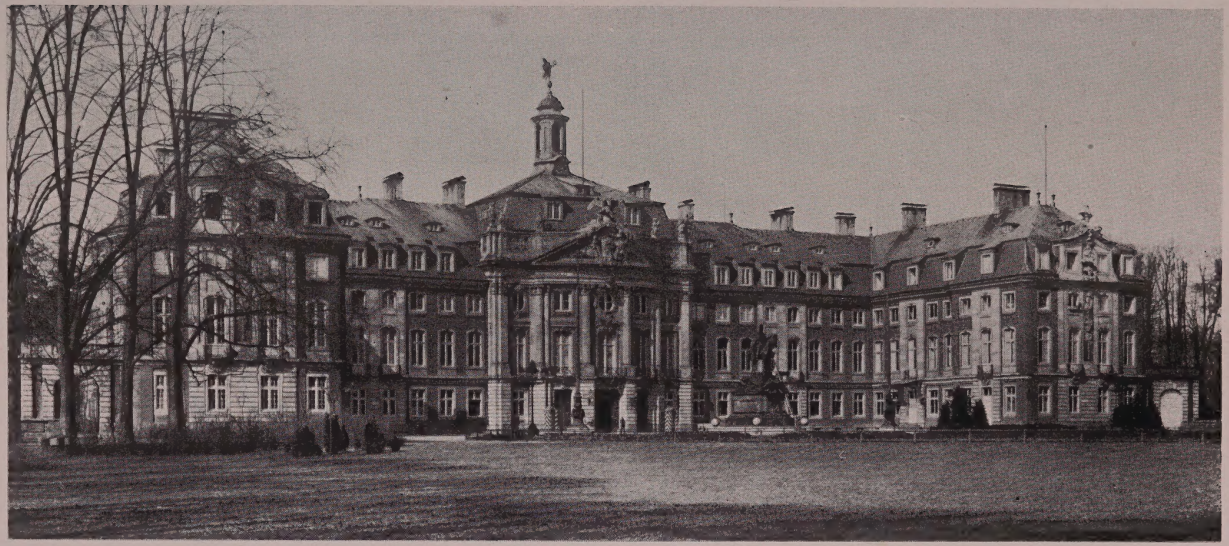
31. Maiſon Curtius in Lüttich

und lerne. Das Schloß in Münſter (Abb. 32) zeigt, wie ſolch ein Türmchen vorbereitet ſein muß, um mit Leichtigkeit aus dem Dach herauszuwachſen. Eigentlich iſt dieſes Türmchen ja nicht mehr ganz neu. Es iſt nur eine Renaiſſance all der Spitzen und Stacheln, die in den achtziger Jahren auf keinem Hauſe fehlen durften, die aber ſelten, wie dumm ſie auch ſind, ſo unorganiſch angebracht wurden; alſo auch da ein Verlernen.

Zu den Türmen neben dem Dach gehören in erſter Linie die Kirchtürme, von denen noch die Rede ſein wird. Rathaustürme ſind ſchon vorgeführt. Die Ueberlieferung ſcheint ſie da zu entſchuldigen. Der Turm diente urſprünglich Sicherheitszwecken. Iſt bei uns die Unſicherheit ſo geſtiegen, daß die Notwendigkeit dieſes Schutzes ſogar an die Schulen herangetreten iſt? Die öffentliche wohl nicht, hingegen wäre für die architektoniſche Unſicherheit das Verlangen nach Türmen recht begreiflich. Wie ſchon geſagt, ſoll der Turm meiſt Gebäudeteile verbinden, und

als Bindemittel kommt er recht gelegen, denn allein hält das unklare Gemisch zweier Gruppen nicht mehr zusammen. Der Turm soll einigen und trennt und vertuscht oder wird selbst vertuscht. Er hat es noch gut getroffen, wenn er wenigstens eine freie Seite von oben bis unten zeigen kann (Arndt-Gymnasium und Königin-Luisen-Schule Berlin-Dahlem), dann steht er meist nur zwischen zwei verschiedenen Häusern, die sonst nicht zusammenpassen. Oft ist auch die glatte Front aufgesperrt und der Turm in die Lücke gequetscht. So am neuen Rathaus in Mülheim (Abb. 21). Hier ist man in dem Fehlenlassen jeder Verbindung wenigstens konsequent. Seinen Vorgänger hat er — gemeint ist nicht die italienische Anleihe — am Rathaus in Wien und weiterhin am Rathaus in Berlin (1861—1870) (Abb. 33). Wie hat man es damals noch vermocht, den Turm unzertrennlich mit der Fassade zu verbinden! Das war 1870 noch selbstverständlich. In Belgien beweist das Hôtel Communale in Laeken (Abb. 23), daß man dort auch heute noch einen Turm ebenso sicher mit dem Bau verbinden kann. Auch Etagentürme sind nicht selten. Etwas entstellt, weil kräftig eingedrückt, weilt einer in der Mitte der neuen Oberrealschule in Crefeld (Abb. 34). So verhältnismäßig ordentlich und einheitlich die übrige Front ist, so zusammenhanglos in sich selbst und mit der Front ist dieses Gebilde, das wohl Prägnanz vortäuschen soll. Ist der Turm in einem Winkel eingebaut, so zeigt sich das ganze Unvermögen, ihn mit dem Hause verwachsen zu lassen s. die Münchener Schule (Abb. 35). Es wird einfach überall so viel herausgeschnitten, daß der Turm hineinpaßt. Alle Linien und Flächen stoßen hart und ohne jede auch nur versuchte Verbindung an ihn heran. Die Helme dieser Türme nehmen wieder für sich die eigenartigsten Formen an. Vielfach macht man der Sache damit ein Ende, daß man einfach „das Türmchen" noch einmal oben aufsetzt.

Bei dem verständlichen Verlangen nach Beleuchtung finden sich im oberen Geschoß immer eine große Auswahl Fenster und Fensterchen ein. Zugegeben, es läßt sich in einem Turm das Treppenhaus einrichten, so wäre dieser Vorwand bei den großen Kosten nur berechtigt, wenn besagter Turm gerade bei Schulen die glücklichste Treppenhauslösung wäre. Abgesehen davon, daß sein Berechtigungsschein auch dann nur bis zum obersten



32. Schloß in Münster i. W.
(Nach einer Aufnahme der Neuen Photographischen Gesellschaft, Berlin-Steglitz)

Stockwerke des Hauses ginge, wird das auch der Architekt nicht glauben machen wollen. Leider bleibt uns als Ergebnis der Turmfrage nur: Architektonisch ein falsch gestelltes Problem mit schlechter Lösung, praktisch ohne weiteres zu entbehren, wirtschaftlich außerdem eine erhebliche Verteuerung.

Man hat fast den Eindruck, als sei es gerade bei den neuen Schulbauten darauf abgesehen, alles möglichst kostspielig zu machen. Ohne auch nur einen Blick auf die alten höheren Schulen und Kollegien zu werfen, die meist aus Klöstern herauswuchsen und sich größter Einfachheit erfreuen — in Belgien stellten diese bis vor einigen Jahrzehnten das Hauptkontingent —, gebärdet man sich, als müsse man romantischen Prinzen den Zauber alter Zeiten, natürlich nur Aeußerlichkeiten, wiederaufleben lassen in Giebeln, Erkern, grottenartigen Eingangshallen, willkürlich auf der glatten Mauer verstreuten Bruchsteinen, die wie Geschwüre anmuten — und alles kostet sehr viel Geld.

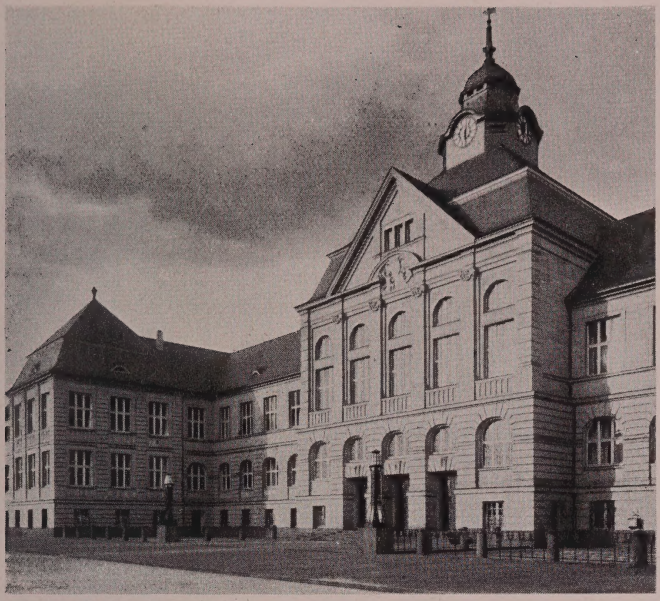
Die höheren Schulen, die religiösen Schulen in Belgien, die Universitäten sind architektonisch gut, soweit sie nicht neu sind. Die neuen belgischen Schulen sind hinter den unseren den letzten Schritt noch zurück und fallen deshalb nicht als selbständig aus dem Rahmen.

Eine größere Bedeutung als die Universitäten nehmen für die Bautätigkeit heute die vielen großen Fachschulen an. Ihre Hochflut fällt in die letzten zehn Jahre, weshalb gotisierende Bauten, wie die Baugewerksschule in Münster, verhältnismäßig selten sind. Aus den Schlössern, zu denen Volks- und höhere Schulen umgewandelt sind, werden Schloßanlagen größter Ausdehnung, welche die Konkurrenz mit den Justizpaläsen gut aufnehmen können, meist dem 17. oder 18. Jahrhundert entnommen, und deren gemeinsame Note, abgesehen von äußerer Aehnlichkeit, die gemeinsamen Fehler sind. Es ist ja auch nicht einzusehen, weshalb die Architektur besser sein soll, bloß weil es nicht mehr „Justizgebäude Köln", sondern „Handelshochschule Köln" (Abb. 36 u. 37) heißt. Der Mittelpavillon der südlichen Seitenfront des Würzburger Palais (Abb. 38) kann seine Aehnlichkeit mit dem Mittelrundbau dieser Handelshochschule nicht verbergen. In Würzburg biegt sich das Rund wie von selbst aus, nirgendwo geht der Zusammenhang mit der Wand verloren. Ein Stein-

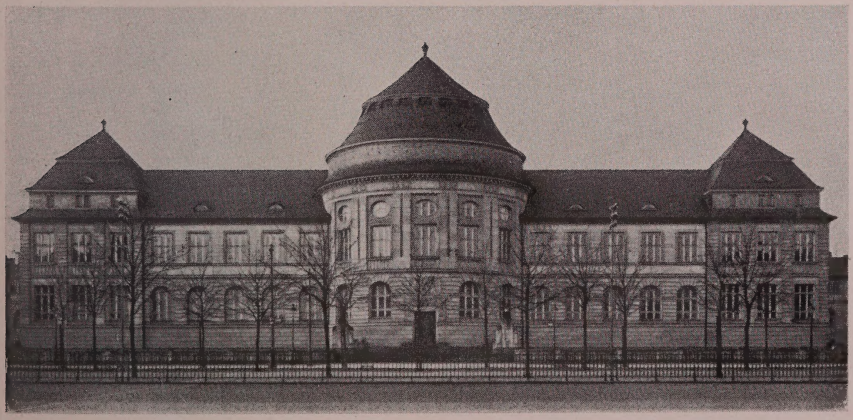
33. Altes Rathaus in Berlin

34. Oberrealschule in Crefeld

35. Elisabethschule in München

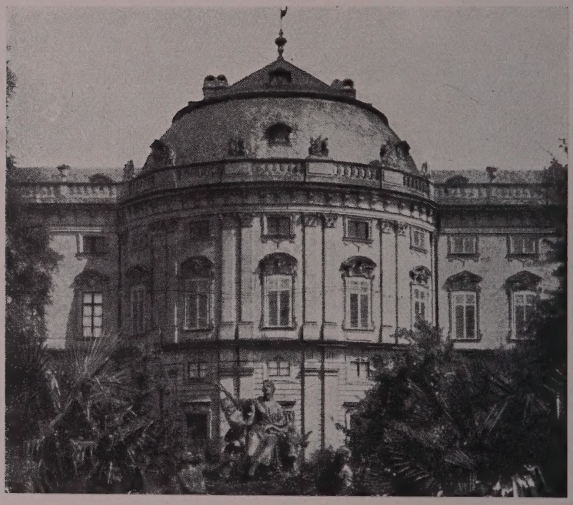


36. Handelshochschule in Köln



37. Handelshochschule in Köln

geländer trennt Dach und Mauer, die Säulen sind im Sockel vorbereitet. In Köln kann selbst der gleichmäßige Sockel nicht darüber hinwegtäuschen, daß der Rundbau den Zusammenhang mit den Flügeln verloren hat. Wieder das alte Lied: Ausgeschnitten und aneinandergeschoben ohne jedes Fügen und Fugen. Und dann das Dach! Wäre es noch bei dem ersten Ring geblieben, aber nein, es muß zweimal stocken, verliert jede Proportion und sieht für sich aus wie das Zelt einer Zirkusgesellschaft. Vergleicht man die Bedeckung der Stadthalle in Hannover (Abb. 44) damit, so muß man an ansteckende Krankheiten glauben. Auf den Ecken wiederholt sich die Komödie in eckig. Auch die klägliche Portalerfindung kann nicht übersehen werden — so überwindet man die alten Formen und schafft neue Werte, leider sehr kostspielige! In Belgien ist man auch darin rückständig, man geht bis zur langweiligen Nüchternheit (Löwen, Institut Arenberg, Laboratorium für Chemie an der Universität), aber man bleibt doch sachlich, so in der neuen Ecole Industrielle in Charleroi, bei der außer normal guten Proportionen die Dachfrage ohne Schwierigkeit gelöst ist.



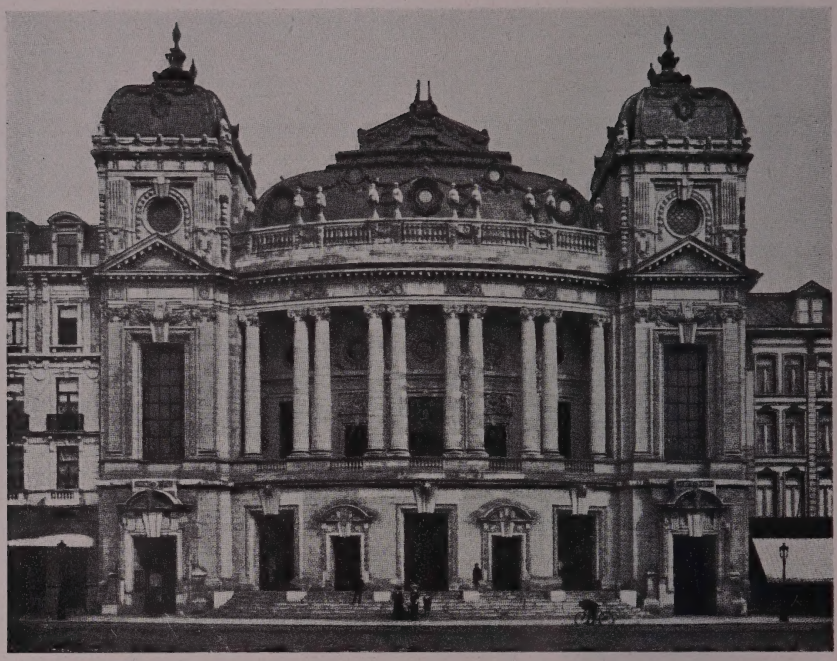
38. Residenz in Würzburg

39. Théâtre de la Monnaie, Brüssel

Theater[1]

Bei den bisher besprochenen öffentlichen Gebäuden hätte die Lösung der Aufgabe lediglich zweckentsprechende Arbeitsräume verlangt. Alles was an Repräsentation und kostbarem Schmuck hinzukam, mußte auf seine Berechtigung und Wirkung hin um so mehr untersucht werden, als es sich bei den Mitteln um öffentliche Gelder handelt. Theater und Kirchen hat man sich gewöhnt anders anzusehen. Man glaubte, es sei mit dem Prinzip dieser Bauten verwurzelt, ihre Bestimmung nach außen hin mit möglichster Prachtentfaltung zum Ausdruck zu bringen. Eigentümlicherweise teilen diese Auffassung die alten belgischen Theater ebensowenig, wie die deutschen vor 1850. Das Théâtre Royal de la Monnaie (Brüssel), (Abb. 39) und das Theater Royal Français (Antwerpen) sind von derselben klassischen Einfach-

[1]) Von der wirtschaftlichen Seite eingehender behandelt ist dieses Kapitel in den Preußischen Jahrbüchern, Band 165, Heft 2, in dem Aufsatz: „Das deutsche Theaterwesen und die Lehren des Krieges" von Dr. Heinrich Stephany.



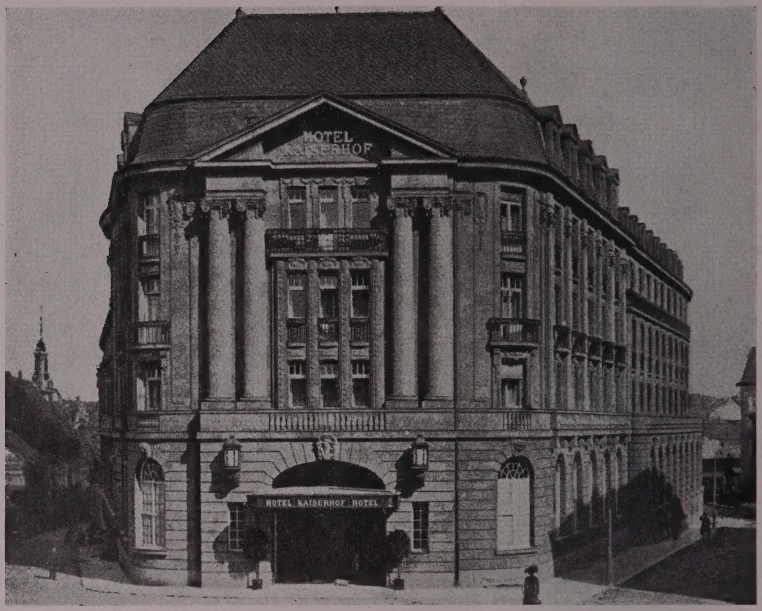
40. Vlämische Oper in Antwerpen

heit, wie etwa das Hoftheater in Hannover und das Hoftheater in München. Dann setzt mit dem Jahre 1860 fast gleichzeitig in Europa die Periode der Prunktheater ein: Hofoper Wien 1861—1869, Opernhaus Paris 1863—1874, Théâtre Royal Flamand Antwerpen 1872, Opernhaus Frankfurt 1873—1880, Hofburgtheater Wien 1888, Opéra Flamand Antwerpen 1907, Königliches Theater Wiesbaden 1892—1894. Die deutschen Theaterbauten sind meist den Weg nicht ganz mitgegangen, das Streben nach Vereinheitlichung und dem großen Stil ließ auch hier die gleichmäßig durchgeführte Schmuckverkleidung immer mehr den geraden, großen, oft groben Formen, die man für den Ausdruck starken Willens hielt, Platz machen. Das alte Schmuckrepertoire wanderte in die Variétés. Die geringe Neigung Belgiens, dieses Vereinfachungsverfahren mitzumachen, tritt in dem flämischen Opernhaus (Antwerpen) (Abb. 40) zutage, das noch einmal auf das Schema des Pariser Opernhauses zurückgreift und in

41. Warenhaus Wertheim in Berlin

dem Schmuck der Portale die Schwere des Brüsseler Justizpalastes geben möchte. Jedenfalls ist seine Gliederung (Vorderseite) noch durchaus gut, die Ecktürme sind sowohl von unten wie von den Seiten her mit dem Portalbau eng verbunden, und zwar sind es noch dieselben Mittel, mit denen dieses 1824 beim Theater in Aachen gelungen ist. Auch scheut man sich nicht, den Bau in der Straßenfront mit den anliegenden Häusern zu verbinden.

Der Gesamtorganismus eines Theaterbaues ergibt sich aus seiner Bestimmung und den dadurch gegebenen technischen Bedingungen, an denen sich vom Architekten, selbst bei größtem Ideenreichtum, nichts Wesentliches verschieben läßt. Diesem Umstande allein verdanken wir es, daß die Gliederung der Hauptbaumassen im großen selbst bis in unsere Tage hinein übersichtlich geblieben ist. Die Fähigkeit konnte sich nur auf die Innendekoration und die innere Gestaltung konzentrieren. Bis gegen 1860 begnügte man sich damit, den Mittel- oder Empfangsbau besonders hervorzuheben, und in Erinnerung

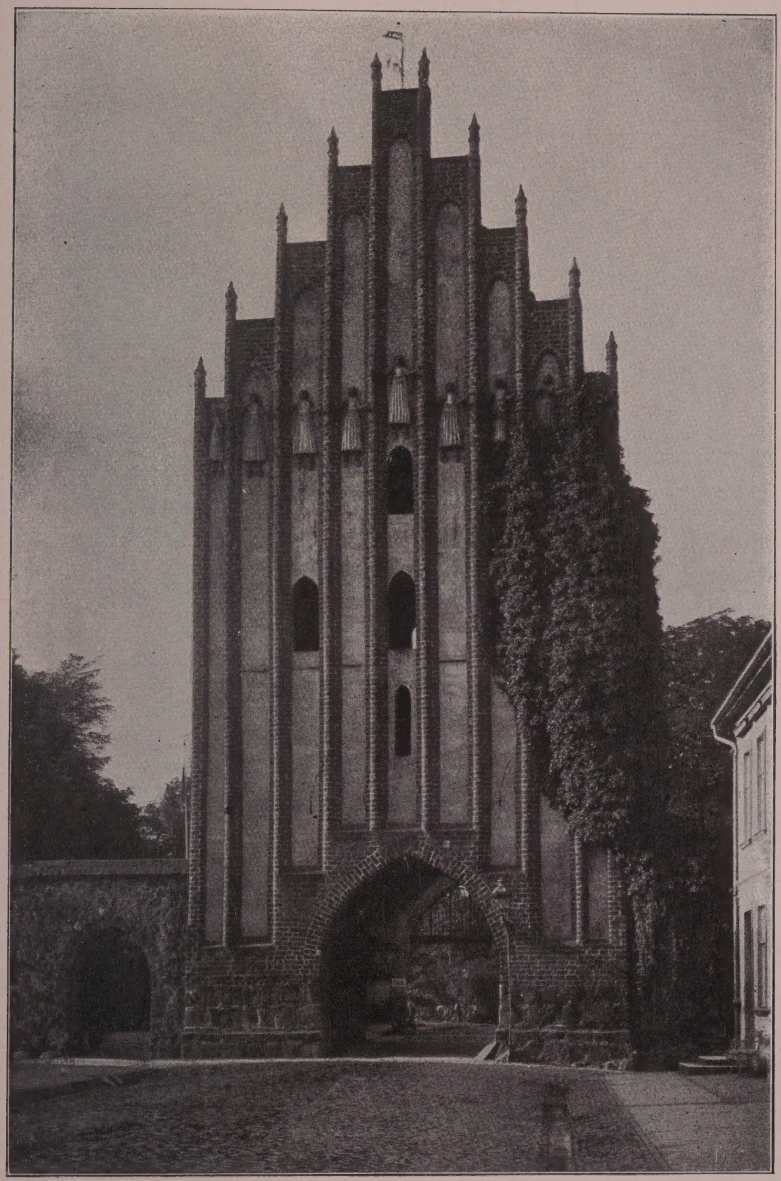


42. Hotel Kaiserhof in Essen-Ruhr

seiner Herkunft aus Griechenland wurde dem alten Theaterhaus der Portikus vorgesetzt. Das Wiederaufleben der Renaissance läßt diesen Säulenvorbau, der zugleich die Auffahrt war, mehr und mehr in die Hausfront übergehen, so daß ein anderer Typ entsteht, der in der Renaissance sehr üblich ist, die doppelstöckige Säulenhalle, der man dann oft nochmals eine Auffahrthalle vorsetzt. Einen Vorläufer hat diese Lösung in einfachster Gestalt am Hoftheater in Hannover 1845—1852. Bei allem aber bleibt als Hauptschmuck die „Säule".

In der italienischen Reise (J. R. I. Vicenza, 19. Sept. 1786) sagt Goethe von Palladio: „Die höchste Schwierigkeit, mit der dieser Mann, wie alle neueren Architekten, zu kämpfen hat, ist die schickliche Anwendung der Säulenordnungen in der bürgerlichen Baukunst; denn Säulen mit Mauern zu verbinden bleibt doch immer ein Widerspruch". Wenn Goethe das schon bei Palladio empfindet — —!

Die Säule hat wie der „Turm" eine lange Geschichte hinter sich, ehe die moderne Baukunst sich ihrer annimmt. Ihr ursprüng-



43. Stargarder Tor in Neubrandenburg

44. Stadthalle in Hannover

licher und praktischer Zweck ist, eine Last zu tragen. Fast gleichzeitig stellt sich aber das Bedürfnis ein, sie selbst schön zu gestalten; dieser Wunsch äußert sich schon in dem sicheren Takt, Durchmesser, Höhe, Fuß und Kapitäl, den Abstand untereinander in richtigen Verhältnismaßen zu halten. Bald werden die einzelnen Teile wie Fuß, Schaft und Kapitäl selbst geschmückt, wodurch die Säule einen Eigenwert als Schmuckstück erhält. Von ihrem Bruder, dem Pfeiler, unterscheidet sie ihre runde Form. Die Wahrscheinlichkeit befriedigender Lösung ist größer, sobald den Säulen oder Pfeilern die Aufgabe zukommt, als Träger von Baulasten aufzutreten, da das Problem dadurch nach der technischen Seite verschoben wird. Die Anforderungen an die Taktsicherheit des Architekten wachsen in dem Grade, in dem er sie von dieser Bestimmung befreit und sie lediglich als Schmuck Verwendung finden. Vollkommen bewältigt ist die architektonische Aufgabe der ersten Art bei alten Bauten, wie an der Kirche von Charleroi, einem Muster von Einfachheit, dem Théâtre de la Monnaie in Brüssel (Abb. 39), dem Aachener Theater, dem Rathaus in Münster, dem Rathaus zu Bremen. Wie schwierig diese, bei den älteren Bauten so einfach aussehende Arbeit in Wirklichkeit ist, zeigt sich sehr bald in der Moderne. Das Wiesbadener Theater gibt bei seiner Vorhalle die einfache Aufreihung der Säulen auf und setzt in den Ecken zwei auf einen Sockel. Abgesehen davon, daß der Vorbau zu dürftig wirkt im

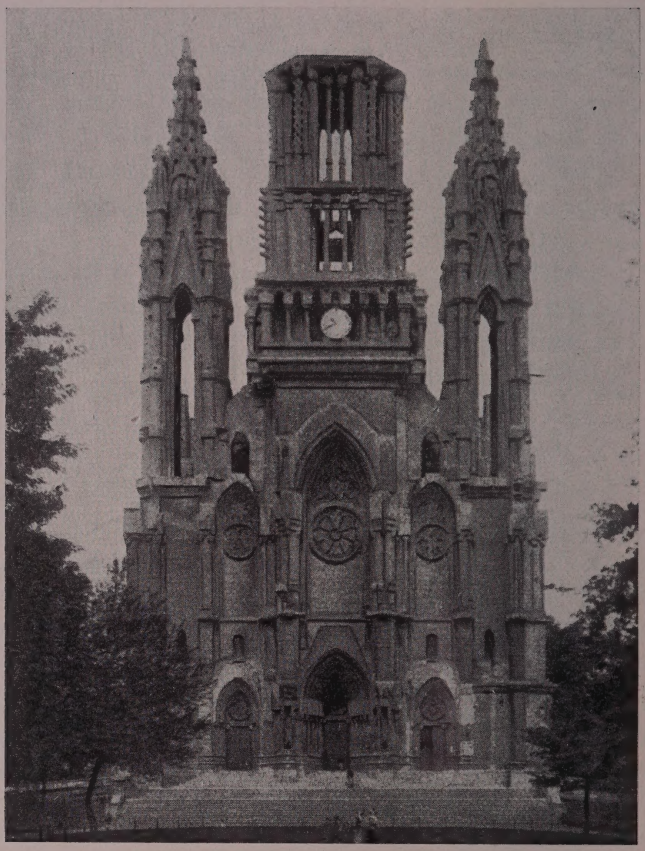
45. Reichsbank in Essen-Ruhr

Verhältnis zur ganzen Front, ist der Sockel auch zu schwerfällig, was ein Vergleich mit dem jetzigen kronprinzlichen Palais in Berlin, wo dieses Verhältnis ausgezeichnet getroffen ist, zeigt. Gut sind die Vorbauten an den Museen des Cinquantenaire, wie auch am Musée Ancien (Antwerpen). Das Warenhaus Wertheim Berlin (Abb. 41) zeigt dann die ganze Schwierigkeit. Wozu die massigen Pfeilerbögen unten, wozu dieser Kraftaufwand, dem mit einem Querstrich ein Ende gemacht ist und dem ohne Vermittelung oder innere Notwendigkeit ein System von schmalen Pfeilern folgt? Immerhin läuft zwischen den Bögen noch je ein Pfeiler bis zum Dach, aber wo bleibt sonst die logische Konsequenz dieser gotischen Strebepfeiler, wo bleibt die Last, die durch sie illusorisch gemacht werden soll? Das plumpe Dach vernichtet alle architektonischen Hoffnungen, die Formen der Gotik sind hier übernommen, in manchem geschickter übernommen, als bei gotisierenden Kirchen, aber ebensowenig verstanden, wie die schon besprochenen Barockformen, wovon ein Blick auf die Seitenwand des Mittelschiffes im Kölner Dom oder auf die Halle über dem Hauptportal des Ulmer Münsters überzeugt. Weiterhin steht die Halle ohne jede Fügung

mit den Hauptgebäuden, ein Einfügen in die Wand oder das Dach ist auch nicht einmal versucht, der Fehler wie überall: eingeschoben und nicht eingebunden.

Es erweckt ein wenig Mißtrauen gegen die oft gerühmte Selbständigkeit und Originalität unserer Architekten, wenn wir die Art der Verwendung von Schmucksäulen, die dicht an die Gebäudefront gestellt sind, näher ansehen. Bei dem Eckbau am Justizgebäude zu Köln wiesen wir schon auf das Haus an der Place de Brouckère (Abb. 7). Hinzufügen ließe sich noch das Hotel Kaiserhof Essen-Ruhr (Abb. 42), wo zwischen zwei schweren Doppelsäulen, die im Sockel nicht vorbereitet sind, vier kleinere Pfeiler, ein großer Balkon und drei kleine mit Eisengittern verbundene Fenster mit drei unter sich verschiedenen Steinschmuckwerken eine Unruhe bilden, vor der der magere Giebel erschreckt in die Höhe geklappt zu sein scheint. Fenster zwischen Säulen anzubringen ist sehr schwer, und es ist eigentümlich, daß nach den unglaublichsten Versuchen auch die jüngste Zeit es nicht lassen kann, hier mit den endgültigen Lösungen der Antike, Renaissance und des Klassizismus wetteifern zu wollen. — Wollen? Beileibe nicht, das sind ja doch alles selbständige, neue, modern durchtränkte, konkurrenzlose Schöpfungen. Die Stadthalle in Hannover (Abb. 44), deren Portalbau auch zu den verunglückten Giebelversuchen gehört, und die Essener Reichsbank (Abb. 45) umstellen ihre Rundungen mit einer Säulenfolge, zwischen denen die Fenster übereinanderstehen. Das ist doch gewiß sehr neu, und mutet zu originell an. Aber nein, es ist sogar eine englische Bank, die Bank of Ireland, die sich in Dublin herausnimmt, das schon vorerfunden zu haben — und, fast noch unglaublicher: das Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin. Die englische Bank ist baulich das beste Gebäude von den vieren; mag man auch die Schmuckdetails nicht loben, jedenfalls hat das Kaiser-Friedrich-Museum ein den beiden Neulingen überlegenes Gefüge. Die älteren Bauten verschmähen es nicht, was wir schon fanden, durch eine Galerie den Uebergang zum Dach zu vermitteln, wodurch dieses kaum sichtbar wird. Wo bleibt in Hannover eine architektonische Zielstrebigkeit, die uns zeigt, daß die Kuppel aus dem Säulenunterbau herauswächst, was sollen die faden Bögen, die ärmlichen Dachfensterchen an der energie-

losen Einschnürung und der dürftige Abschlußring? Gegen die sichere Kuppelfügung und Disponierung am Kaiser-Friedrich-Museum, das auch erst 1897 begonnen wurde, wirkt die Stadthalle schwächlich und wässerig. Wo bleibt da der Fortschritt? Gewiß, es war in den ersten Jahrzehnten nach 1870 vieles unecht und protzig, aber ist dies Wuchtigwirkenwollen von heute nicht doch bloß eine andere Form von Aufgeblasenheit? Vordem kokettierte man mit der Pracht alter Leistungen, heute kokettiert man mit der eigenen Kraftleistung und verliert den Boden unter den Füßen, auf dem die vorige Generation noch zu wandeln bestrebt war.



46. Kirche in Brüssel-Laeken

Kirchen

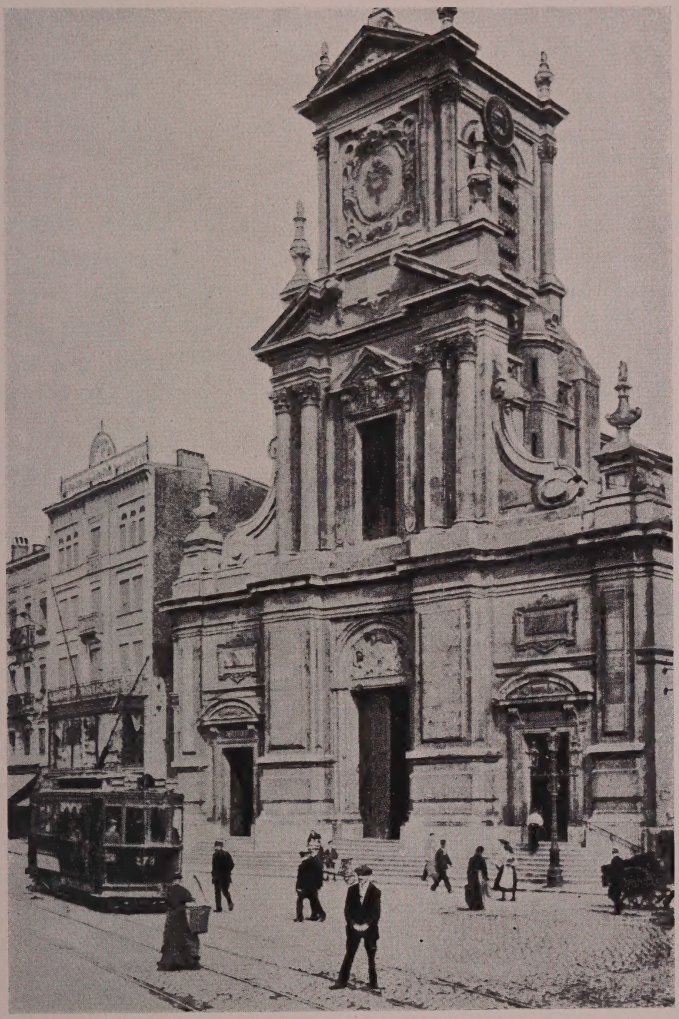
Die Kirchenbauten Belgiens sind fast durchweg katholisch im Gegensatz zu Deutschland, wo die Protestanten, der numerischen Ueberlegenheit entsprechend, die größere Bautätigkeit entfalten. Man merkt es gleich, daß französische moderne Einflüsse fehlen, da in Frankreich der Bestand an Gotteshäusern aus früheren Zeiten den heutigen Bedarf weit übersteigt. Auch das an Kirchen reichbedachte Belgien könnte zu diesem Schlusse verleiten, wo kleinere alte Kirchen verkommen oder ihr Dasein fristen als Brauerei, Getreideniederlage, selbst als Kino.

47. Kirche St. Katharina in Brüssel

Um die Mitte des Jahrhunderts türmt Poelaert einen gotischen Dom auf in Brüssel-Laeken (Abb. 46) in ausgezeichneter Lage, grotesk in den Formen, die alle verdickt und knollig aussehen, noch heute unfertig, jedenfalls in der jetzigen Form eindrucksvoller als im Plan, so daß man das Geld für den Weiterbau sparen sollte. Trotz der Spitzbögen ist das keine Gotik, wenn auch in einem anderen Sinne keine Gotik, wie die trockenen und leeren oder ärmlichen Imitationen, die in den letzten 60 Jahren allenthalben auch bei uns entstanden. Der starke Wille Poelaerts stellt hier wirklich wie beim Palais de Justice einen eigenen Faktor in der Baurechnung dar. Daß der Spitzbogen nicht das entscheidende ist, sieht man deutlich an der Kirche St. Katha-

48. Eglise N.-D. du Sablon in Brüssel

rina (1874) — Brüssel (Abb. 47). Der Geist ist derselbe, dieselben guten Proportionen, dasselbe gute Fügen und Herauswachsen bei romanischen Formen im einzelnen. Der Zusammenhang mit den älteren Kirchen wird klar, wenn wir den Portalbau hier mit dem von N.-D. du Sablon, Brüssel (Abb. 48) vergleichen. Auf diesen Wegen geht man weiter, ob gotisch oder romanisch, aber die Höhe hat man hinter sich und von den deutschen katholischen Bauten unterscheidet die belgischen weiterhin nur ihre meist weit größere Sicherheit, mit den Formen umzugehen und das eine aus dem anderen organisch wachsen zu lassen. Außer der Laekener Kirche überraschte der Krieg noch ein kirchliches Bollwerk im Bau, die Nationalkirche Sacre Coeur Brüssel, die noch



49. Kirche St. Josse in Brüssel

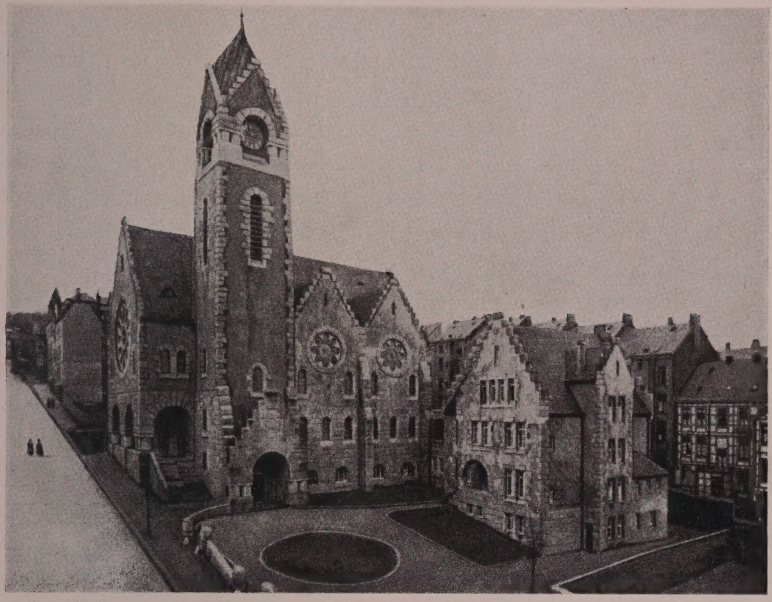
einmal die gesammelte Gotik bringen soll und die Häufung Poelaerts — nicht ohne Gliederung, aber nicht mehr mit persönlichem Ausdruck. Das an prächtigen Barockkirchen so reiche Land hat diesen Schatz selten verwertet. Wie gut es das gekonnt hätte, beweist die 1870 gebaute Kirche St. Josse (Abb. 49), deren Fassade durch eine geschickte Achsenverschiebung zwei Straßen zugleich einen Abschluß gibt.

Die neueren deutschen, katholischen Kirchen sind mit Hilfe der verschiedenen erzbischöflichen Erlasse selten anders als gotisch oder romanisch. Die Nachteile dieses Systems liegen darin, daß die Trockenheit und Oede der Bauten, vor allem der gotisierenden, zuweilen auf die Spitze getrieben wird, besonders in den einfachen Vierteln der Großstadt, wo die menschenreichen Gemeinden nur die Mittel für schmuckloses Mauerwerk aufbringen können. Hier tritt uns dann auch aufs Nachdrücklichste das ganze Unvermögen entgegen, durch Gliederung, Proportionen und die konstruktiven Mittel *allein* aus einem Ziegelsteinbau eine künstlerisch einwandfreie Architektur zu schaffen. Die Vorteile sodann liegen im Kircheninneren, die alten Vorlagen geben eine normale Raumverteilung und nicht viel Gelegenheit zu Ratlosigkeit und Verschwendung. Daß diese verhältnismäßig gute Raumwirkung nicht ein Verdienst unserer Zeit ist, beweist die Innendekoration, die an Sterilität, Schematismus und oft auch an Geschmacklosigkeit selten zu wünschen übrig läßt.

Die Vorliebe für den gotischen und romanischen Stil ist lange Zeit auch den evangelischen Kirchen eigen. Wie weit die Einmütigkeit geht, sieht man in Düsseldorf, das eine stattliche Anzahl neuer romanischer Bauten beider Konfessionen aus neuerer Zeit besitzt. Man hat dies historische Kostüm sogar für eine — Synagoge passend gemacht, die dem Burgruinentheater gegenüberliegend ein hübsches Zeitbild abgibt. Die für die evangelische Kirche unerläßliche Galerie bedeutet bei der Gotik eine Erschwerung der Aufgabe, der unsere Bauleute nicht gewachsen sind. Der Sprung, der dadurch in die Außenwand kommt, ist nicht mehr zu heilen. Es bleibt bei dem Widerspruch der aufstrebenden Fenster und der querliegenden Galerie. Bei den romanischen Bauten, die ja auch oft Galerien besaßen, löste

50. Christuskirche in Aachen

sich die Aufgabe leichter. Böse wird es, wenn man Versuche macht, die alten Stile zu modernisieren, oder wenn man Stilmischung treibt. Dann gibt es Gebilde, wie die Christuskirche in Aachen (Abb. 50), die neue evangelische Kirche zu Rheidt oder die St.-Georgen-Kirche in Berlin, bei denen nichts mehr zueinander paßt und das einzige Bindemittel die Fehler bilden. Die Weiterentwickelung ist dann dieselbe wie bei den Rathäusern; auch hier macht man Versuche im Sinne von Heimatkunst. Berlin mit Vororten ist daran eigenartigerweise nicht arm. Gerne läßt man auch etwas Urkräftiges, „Kerndeutsches" mit einfließen. Eine starke Dosis davon hat die Lutherkirche in Barmen-Heidt (Abb. 51). Alle Ecken sind mit möglichst unregelmäßigen Bruchsteinen so verbaut, als seien die Wände wie mit Heftpflasterverbänden zusammengehalten. Der Eingang durch den Turm sieht aus, als gehe es in die Höhle eines Menschenfressers. Die Säulen, auf denen der Turmeingang, die Laubenhalle und der Turmhelm ruhen, sind so kurz, daß man fürchten muß, sie versinken in kurzer Zeit völlig. Wozu diese Felsenkellerei. Oder heißt es: „Ein feste Burg braucht unser Gott!" Nach dieser Periode schreitet man zur souveränen Freiheit des Neuschaffens, wenn man die liberalen Strömungen mit ihrem ängstlichen Eifer, modern zu erscheinen, so bezeichnen darf. Unklar wie die Kernlosigkeit dieser Anschauung sind die Produkte, denen die Architekten mit Hilfe von sachunkundigen Gemeindevertretungen das Leben gaben. Denn leider bleibt es nicht bei den auf den Ausstellungen der letzten zehn Jahre immer wieder sichtbaren Kartonphantasien, die sich bis zur gewagtesten Idealität von Gralsburgen steigern. Die Niederschläge dieser Ausschweifungen finden sich leider jetzt schon allzuoft, und das Maß des Unsinnigen wird selten genug durch die zur Verfügung stehenden Mittel etwas beschränkt. In Essen-Ruhr-West steht einer dieser Niederschläge: Die Apostelkirche (Abb. 52), ein Bankerott künstlerischen Könnens, innen und außen, im ganzen und im einzelnen. Die Lage war die denkbar verlockendste, nach drei Seiten Straße, dazu die Aufgabe, Kirche, Gemeindehaus und Pfarrhaus in einem Baukomplex zu geben. Aus Bauplatzrücksichten ist diese Aufgabe im letzten Jahrzehnt oft gestellt worden. Allerdings spielt auch vielfach die poetische Sucht mit, die stimmungsvollen

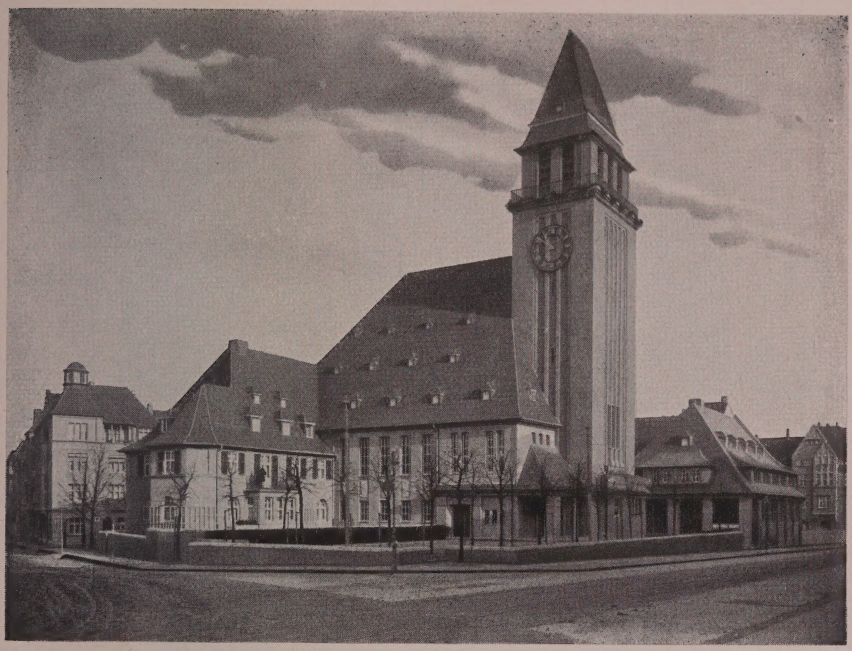


51. Lutherkirche in Barmen

alten Klosteranlagen wieder erstehen zu lassen. Es war vorauszusehen, daß einer Architektenwelt, die den Organismus eines Einzelhauses längst nicht mehr beherrschte, diese Aufgabe ein Fallstrick werden mußte, in dem man sich arg verfing. In richtiger Einsicht sagt die Einweihungsfestschrift: „Die Dächer, die den Hauptbestandteil der Architektur bilden, sind in ihrer Wirkung sehr ruhig durchgeführt, die Aufbauten sind auf eine Mindestzahl (53!) beschränkt." Das Dach als Allheilmittel; wohin man sieht, ist Dach; das Dach verdeckt mitleidig alle Schwächen der Fügung der Gebäudegruppen, leider ohne sie zu verbergen. Es ist einfach allem Mangel übergestülpt. Vom Turm mit seiner Warenhausgotik gilt dasselbe wie von Kirchen, Pfarr- und Gemeindehaus: In- oder aneinandergeschoben, aber nicht füreinander gewachsen und gegliedert. Aber welch eine hochgewölbte, feierliche Halle muß das Innere dieses Riesendaches bergen! Denn eine von innen aus zu verstehende Notwendigkeit muß dieses Dach doch sein. Welche Enttäuschung! Das Gewölbe ist flach. Also architektonische Lügen

in einer Kirche, und man scheut nicht die Geldmittel einer Arbeitergemeinde, um diesen Betrug möglichst drastisch zu gestalten. Es geht schlechterdings nicht, künstlerische Beweggründe vorzuschützen, wo die innere Struktur das Gegenteil einer solchen Dachkonstruktion verlangt. Aber auch künstlerisch ist das Dach denkbar schlecht, wo es eindrucksvoll hätte wirken können, unterbricht es sich wie der Turm mit Auf- und Ansätzen, die Silhouetten sind kraftlos und ungraziös. Aber das ganze ist sehr teuer. Die Schmuckmotive sind eine langweilige Wiederholung griechischer Säulenkanneluren. Das Kircheninnere ist eigentlich nur ein schlechter Konzertsaal, nirgendwo ist es gelungen, Steine und Holz in ein Verhältnis zueinander zu bringen, die ganze Orgelempore ist zurecht geschnitten und dann zwischen die Mauern geschoben. Es ist auffallend, daß man gerade in Kirchen dieser Art, die sich mit besonderer Betonung deutsch-evangelisch nennen, immer etwas ratlos ist über den Zweck. Gewiß hat die katholische Kirche andere Bedeutung, aber man sollte doch nicht vergessen, daß selbst die evangelische Predigtkirche in erster Linie ein Gotteshaus sein soll, bei dem das Gemütliche oder für Kirchenkonzerte Geeignete nicht die Oberhand gewinnen darf, sonst bleibe man lieber bei dem weißgetünchten Saal.

Was bei den Postgebäuden von den Menschenfängen gesagt war, gilt hier besonders von den Kircheneingängen. Die katholische Kirche hält sich durchweg an die herkömmlichen Klapptüren, während die evangelische Kirche häufig größere Vorräume hat, in denen nach Schluß des Gottesdienstes sich die Menschen drängen und stauen, meist ist es ja verschnittener Raum, der nicht mehr unterzubringen war. Die Apostelkirche benutzt diese Flicklappen zu großen, völlig finsteren Vorräumen, weitläufigen Klosettanlagen und allen möglichen Zimmern. Als Anfang seiner Ansprache bei der Einweihung findet der Erbauer, wie er selbst sagt, kein passenderes Wort als: Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit, und neues Leben blüht aus den Ruinen. Die Abbildung der Auferstehungskirche in Düsseldorf-Oberkassel (Abb. 53) ist nicht ohne Absicht so gewählt, daß alles Schlechte sogleich in die Augen fällt. Auch hier sind die Bauteile aneinandergeklebt, der Vorbau an dem Giebel sogar recht häßlich.



52. Apostelkirche in Essen-Ruhr-West

Doch zeichnet diese Kirche vor der zuvor besprochenen mancherlei aus. Es steckt etwas von Frische in der Art, wie hier der holländische Barock verwendet ist. Das Steildach ist farbig ausgenutzt, es ist grün gedeckt, der Stein in Violettbraun steht dazu nicht schlecht. Es ist doch etwas versucht, und die Giebel sind noch keine manierierte Schablone. Was der Turm daneben für eine künstlerische Funktion hat, ist nicht ersichtlich, obschon auch er für sich besser ist, als der Turm der Apostelkirche. Hier hätten die Architekten vom Barock lernen sollen, wie man einen Glockenturm in den Giebel hineinbaut. Zu loben ist noch, daß sie den Gemeindesaal, eine Bodensenkung geschickt benutzend, unter den Kirchenraum gelegt haben. Unsere Abbildung gibt die Rückfront der Kirche.

Türme müssen ja nun einmal an Kirchen sein, obwohl selbst der konservative Katholizismus an seinen Jesuitenkirchen solche gern fehlen ließ. Bei den mit hohem Kostenaufwand erzielten schlechten Resultaten ist man wohl berechtigt, sich zu fragen,

53. Auferstehungskirche in Düsseldorf-Oberkassel

wie weit heute noch ein Turm ein notwendiger Bestandteil des Gotteshauses ist. Praktisch würde die Höhe des Glockenstuhls genügen, für den Eindruck ebenfalls, da es heute bei der Höhe der Nachbarbauten nur noch sehr schwer und sehr kostspielig ist, einen wirklich überragenden Turm zu bauen. Aber auch die Glocke hat einen großen Teil ihrer alten Bedeutung eingebüßt. Die Zeit gibt uns die Taschenuhr und den Beginn des Gottesdienstes die kirchlichen Blätter oder die Tageszeitungen. Und es ist immer noch besser keine, als solche Türme zu haben.

Der Berliner Dom (Abb. 54) kann hier nicht übergangen werden. So wenig für die Fehler der Apostelkirche der Erbauer allein verantwortlich ist, so wenig übersteigen auch dort die Fehler das allgemein übliche Maß. Nur die Bestimmung des

54. Dom in Berlin

Domes, seine außergewöhnlich bevorzugte Lage und die Fülle und Kostbarkeit des Materials lassen alles mehr in die Augen fallen. Man hat sich daran gewöhnt, die Schuld auf den hohen Auftraggeber abzuwälzen. Gewiß zwingen besondere Wünsche des Bauherrn den Architekten, von seinen ursprünglichen Plänen abzuweichen. Seine Aufgabe ist es dann eben, diese Intentionen sich zu eigen zu machen und sie zu verarbeiten. Wird denn ein Rock deshalb schlecht, weil er nach der besonderen körperlichen Eigenart seines Trägers gearbeitet ist? Die Kunstgeschichte kennt der Beispiele genug, bei denen der Wille des Bauherrn maßgebend für den Erbauer wurde. Sind die Werke deshalb schlecht geworden? In der Bibliothek Friedrichs des Großen in Sanssouci wird der Besucher auf den vom König selbst gezeichneten Grundriß aufmerksam gemacht, und dennoch gehört das Schlößchen zum Reizvollsten, was in deutschen Landen geschaffen wurde. Gewiß ist es ein Wagnis, zwischen Schloß und Altem Museum einen modernen Monumentalbau zu setzen, aber der Grundgedanke, dort einen gewaltigen Kuppelbau zu

errichten, verpflichtet durchaus nicht zu einer schlechten Lösung. Hätte der Architekt die ihm zur Verfügung gestellten Materialmittel wirklich beherrscht, so ist nicht einzusehen, weshalb der Dom heute jene grandiose Wirkung, die der Bauherr sich versprach, vermissen lassen sollte. Man kann den Dom nicht bloß seiner exzeptionellen Stellung wegen außerhalb des Rahmens der anderen Architektur beurteilen, er ist auch ein Kind seiner Zeit. An derartig großen Bauten arbeiteten die Alten meist sehr viele Jahrzehnte, und diese Tatsache gibt uns die Berechtigung und sollte uns den Mut geben, solche Werke als noch nicht abgeschlossen anzusehen. Häufig läßt sich durch Entfernen von Einzelheiten im Schmucke schon vieles retten, und beim Berliner Dom würden sich wenige Eingriffe schon des Platzes wegen lohnen.

55. Kaufhaus Carsch in Düsseldorf

Geschäftshäuser

Durch die Aufhebung der Zünfte und der damit verbundenen Beschränkung, infolge der veränderten Wirtschafts- und Verkehrsordnung, mit der wachsenden Konkurrenz und Zentralisation entstanden im vergangenen Jahrhundert gänzlich veränderte Grundlagen für jede Art von Geschäftshaus, für die Warenhäuser, Büro- und Verwaltungsgebäude, Hotels und Banken, für alle die Bauten, die heute dem Zentrum der größeren Stadt das Gepräge geben. Hier traten neue Aufgaben hervor, für die bestimmte Grenzen, sowohl nach der Seite der Zwecke wie der Mittelausgabe, von dem Besteller gezogen wurden und eingehalten werden mußten. In diesen Gebäuden spielt sich heute der Verkehr einer Stadt ab, hier konzentriert sich das Erwerbs-

leben. Bei diesen öffentlichen Gebäuden ist Repräsentation und Schaustellung nicht nur berechtigt, sondern notwendig. Die Banken und großen Handels- und Industrieunternehmungen, die ihre Beziehungen über den Erdball ausdehnen und eine bedeutende Stellung im Staatsbereiche einnehmen, bedürfen aus eben diesen Gründen eines ihrer Macht entsprechenden Zentralsitzes. Das Hotel dient nicht nur dem reisenden Gaste, sondern auch Bürgerschaft und Vereinen, um gesellschaftlichen Verpflichtungen zu genügen und Versammlungen abzuhalten. Die Kauf- und Warenhäuser ziehen auf diese Weise die Aufmerksamkeit der Käufer auf sich. Jedenfalls aber würde der praktische Geschäftsmann, der auf Verdienst angewiesen ist, niemals diese Werte festlegen, wenn sie eine unproduktive Anlage bedeuteten. Eine Ueberschreitung der hier gesteckten Grenze hat nicht selten den Zusammenbruch zur Folge, und Unternehmungen wie das Passage-Kaufhaus und der Admiralspalast in Berlin haben, wenn auch nicht ausschließlich, so doch teilweise dadurch die gesunde Finanzbasis verloren.

Es handelt sich hier um private, von Geschäftsleuten verwaltete Kapitalien, bei deren Anlage die Hauptbedingung die Rentabilität ist. Legte man viel Geld in einem Kaufhause an, so geschah dieses nicht aus Eitelkeit, sondern weil man sich klingenden Erfolg versprach. Der alte Laden wurde immer größer, bald reichte das untere Geschoß nicht mehr, es entstanden jene üblen Eisenkonstruktionen mit abgeschmackten Ornamenten und übergroßen Spiegelscheiben, die jedoch in absehbarer Zeit zum gewesenen Bestande gehören werden und international waren. In Belgien sind sie trotz allem noch „gebaut", und gerade sie halten sich streng an das Ueberkommene. Wie bei den Zunfthäusern an der Grande Place in Brüssel finden wir bei ihnen meistens den „Zwischenstock", der eine Raumbereicherung und zugleich das Bindeglied zwischen dem Sockelbau und den oberen Stockwerken bildet. Um St. Gudula in Brüssel herum läßt sich, bis zu modernsten Bauten, die Geschichte des Zwischenstocks verfolgen. Da bei uns dieses architektonische Mittel fehlt, gibt es auch kaum einen organischen Zusammenhang zwischen unterem Haus und oberem Haus. Im besten Falle setzt man letzteres auf Steinpfeiler, die den Eindruck machen, als handele es sich

56. Möbelhaus A. Eick Söhne in Essen-Ruhr

um eine provisorische Maßnahme, weil man den Stützen die nötige Tragfähigkeit nicht zutraut. (Möbelhaus A. Eick Söhne, Essen-Ruhr) (Abb. 56). Es ist derselbe Mangel an Gefühl, der schräg gegenüber bei der Reichsbank den zehn mächtigen Säulen keine Last zu tragen gibt. Anders liegt es bei dem Warenhaus, oben und unten gilt da gleich, und seit Messels gotischem Warenhause gibt es von dieser Prägung höchstens noch Varianten. Allgemein ist das steinerne, meist enge, vertikale Rippenwerk, das die vielen Horizontalen der Stockwerke, die dem Bau erst seinen Gebrauchswert geben, gar nicht erkennen läßt. Wir haben hier die Parallele zu der Kirche mit Steildach und flacher Deckenwölbung. Steht man schräg zur Fassadenflucht, so schließen sich die Pfeiler zur Mauer zusammen. (Beispiele: Wertheim-Berlin, Althoff-Essen, Tietz-Düsseldorf.) Das Kaufhaus Carsch (Düsseldorf) (Abb. 55) hat, vielleicht bloß seiner Lage wegen, den

Vorteil, wenigstens einen gut geschlossenen Eindruck zu machen, der einen fast damit aussöhnt, daß auch hier letzten Endes alles lose auf- und aneinander gestellt ist, was bei dem Portalbau am deutlichsten wird, der nur vor die Fassade gestellt ist. Das läßt sich nicht leugnen, der Erzeuger aller dieser Merkurpaläste ist die Konkurrenz. Fängt einer am Orte an, so muß der andere eilends folgen, und der Architekt hat wieder einen neuen Tummelplatz. Eigentümlich bescheiden stellt er fest, daß die Lösung ja gefunden ist, und sucht höchstens in der Kostbarkeit zu überbieten. Innen tut sich das in schillerndem Marmor, außen in Portal- und Turmanlagen kund, und es ist nur noch ein Schritt bis zu dem Punkt, wo die Ausgaben die Rentabilität in Frage stellen.

57. Avenue des Arts 44 in Brüssel

Wohnbauten.

Die Monumentalbauten einer Epoche sind gleichsam die Hauptproben des architektonischen Könnens. Der persönliche Ehrgeiz des Erbauers, das Verantwortlichkeitsgefühl für die großen Mittel und die Erwartung eines weiteren Kreises treiben auch heute noch zu Anstrengungen, die besserer Früchte wert gewesen wären. Wie der Herr, so's Geschärr, wie der Monumentalbau, so der Wohnungsbau. Haben wir bei dem einen ein Versagen festgestellt, wie können wir von dem anderen Qualität verlangen. Denn es gehört keineswegs weniger künstlerische Fähigkeit dazu, ein Wohnhaus einwandfrei zu gestalten. So ist auch die Entwickelung keine gesonderte. Wir stellten bisher in Belgien ein Festhalten an der Ueberlieferung fest, und es ist daher natürlich, daß wir dies in der Wohnhausbautätigkeit wiederfinden. Entsprechend der politischen Gestaltung liegt auch hier die Blütezeit vor 1870, und damals waren die Hauptavenuen und Boulevards der großen Städte im wesentlichen schon bebaut. Daher

58. Rue Joseph Léopold 23 in Brüssel

ist der unmittelbare Zusammenhang mit dem Klassizismus noch deutlich festzustellen.

Das Augenfälligste des belgischen Wohnhauses ist seine, von unserer sich grundsätzlich unterscheidende, äußere und innere Gestaltung. Wir haben es fast immer mit dem Schmalhaus zu tun, dessen Ausdehnung in die Höhe und Tiefe geht. Nur großherrschaftliche Stadthäuser machen da eine Ausnahme, höchste Einfachheit zeichnen auch sie aus. Bis in die sechziger Jahre hinein finden wir solche, deren ganzer Schmuck

59. Avenue des Arts 55 in Brüssel

in der Proportionierung der herrlichen hohen Fenster und der Stockwerke besteht (Avenue des Arts 44 [Abb. 57], 55 [Abb. 59], Rue Joseph Léopold 23 [Abb. 58]). Hier zeigt sich besonders deutlich, daß dem belgischen Architekten die Schmuckhäufungen seiner öffentlichen Bauten Bedürfnis waren. Sie sollten das Bevorzugte sein, vor dem die Privathäuser bescheiden in die Front der Straße zurücktraten. Bei uns wurden Prachtbauten nur Anlaß zur Konkurrenz in kleinerem Maßstabe. Die Großmannssucht, die nach 1870 ihr Unwesen trieb, berührte Belgien,

60. Boulevard du Régent 76 in Brüssel

dessen Aufschwung an dieses Datum nicht gebunden war, wenig. Das soll nicht heißen, daß nicht auch dort jener Internationalismus Platz gewonnen hätte, aber er stieß doch nicht auf weitergehendes Entgegenkommen, und der eigentliche Unfug greift in der Stadt mehr auf die Häuser der einfachen Leute über. Wilde Geschmacklosigkeiten flüchten aufs Land in die Schlösser, bei denen sich von einer Entwickelung kaum sprechen läßt. Man greift auf Altes zurück ohne Zielstrebigkeit.

Die unbedingte Einfachheit der Bauten Avenue des Arts 44 usw. (Abb. 57) weicht einem etwas Reicherwerden in den Schmuckformen Avenue des Arts 55 (Abb. 59), Boulevard du Régent 76 (Abb. 60) und fast unmerklich wandelt sich der Zierrat bald stärker, bald flacher werdend und ohne Stürme stehen wir vor

61. Avenue des Arts 39 in Brüssel

dem modernen Haus, Avenue des Arts 39 (Abb. 61), das sich von dem alten vor allem durch seine Vorliebe für den ausgebuchteten, geschlossenen Balkon unterscheidet (Boulevard Marnix 21 [Abb. 62] [Abb. 63]). Wie die innere Organisation des Hauses kaum eine Aenderung erfahren hat, sind auch die Elemente, die der Fassade ihr Gepräge geben, dieselben geblieben. Das erste Geschoß ist durchweg als Sockel behandelt, die Fenster sind selten mehr als nur hineingeschnitten, jedenfalls tritt ihre Umrahmung sehr bescheiden hinter denen der anderen zurück.

62. Boulevard Marnix 21 in Brüssel

Es folgt der erste Stock, in dem die Haupt- und Repräsentationsräume liegen, und die Bedeutung tut sich nach außen hin in dem Schmuck kund. Die Fenster sind besonders hoch, ihre Bekrönungen zeichnen sie aus, entweder alle oder nur das, vor dem sich ein Austritt befindet, meist ist Austritt schon zuviel gesagt, man will nur das Fenster ohne Gefahr öffnen können und die Schmiedekunst hat reichlich Gelegenheit, das Gitterwerk immer neu zu gestalten. Baut man einen geschlossenen Balkon, so geschieht das nur, um dem Hauptraum innen und außen einen

63. Haus in Brüssel

Vorzug zu geben, und darin liegt auch der Grund, aus dem diese Balkone nicht wie bei uns den Eindruck von willkürlich angehängten Käſten machen. Im folgenden Geſchoß iſt gleichſam das Abklingen, die Fenſter werden wieder kleiner und ſtehen faſt durchweg auf der horizontalen laufenden Simsleiſte, meiſt iſt auch der Schmuck der Bekrönungen beſcheidener. Folgt nun noch ein Stockwerk, ſo werden die Fenſter abermals entſprechend kleiner und beſcheidener. Ein vorſpringendes Geſimſe oder ein Steingeländer ſchließt die Faſſade vom Dach ab, in dem ſehr

geschickt bei modernen Häusern dadurch Zimmer gewonnen werden, daß man es etwa einen Schritt hinter dem Geländer erst beginnen läßt.

Für die Güte des Traditionellen spricht in Belgien, daß es eigentlich nicht darauf ankommt, an welchen Stil man sich anlehnt, daß es im Grunde doch das Gefühl für das Bauen selbst ist, was die Oberhand behält. Wir hatten das schon bei der Kirche in Laeken und St. Katharina in Brüssel gesehen. Vergleichen wir das Haus Avenue des Arts 55, eine freie Renaissancearchitektur, mit dem Hause Avenue des Arts 39, dessen Schmuck dem Rokoko entnommen ist: Es ist erstaunlich, wieviel Gemeinsames beide Häuser haben. Die Aufteilung der Front ist die gleiche: Drei Fenster in der Mitte durch alle Stockwerke zusammengefaßt, rechts und links je ein Fenster bis oben hinauf, die Querteilung der Stockwerke ist auch dieselbe. Das Schema des Hauses ist also gleich, nur der Schmuck wechselt, er ist aber so zurückhaltend, so ohne Eigenwillen, so sparsam, selbstverständlich und sicher angebracht, wie man es nur bei alten Bauten findet. Man kann sich die Sparsamkeit hier erlauben, denn die Hauptsache ist die vorzügliche Gliederung, die nichts kostet. Verputzbauten sind oft noch billiger, angestrichen muß werden, und so streicht man verschiedenfarbig und gewinnt dadurch Gliederung. Weiße Fensterrahmen und weiße Türen sind besonders in Antwerpen sehr beliebt, und man ist oft überrascht, sieht man an einem Haus zwei Türen, von denen die eine weiß, die andere braun ist und entdeckt man, daß sie gleich sind. Die weiße Türe wirkt so viel besser, daß man die Aehnlichkeit ganz übersehen hat.

Eine gute Probe für die Sicherheit künstlerischen Taktes ist auch die Art, in der die Häuser zueinander stehen. Es ist geradezu auffallend, wie die neuen Häuser in den Avenuen sich nicht als modern vordrängen. Nicht als ob dazu besondere Kunstgriffe gebraucht werden. Es liegt in ihnen eben soviel bescheidene Zurückhaltung in Formengebung und Schmuck, daß sie sich wohltuend von unseren modernen Stadthäusern unterscheiden. Bei uns ist es auch heute noch kaum besser geworden gegen die Zeit nach 1870, wo man nur eins kannte, den Nachbarn zu übertrumpfen, nur sind die Kampfmittel andere geworden, sie sind

gewissermaßen vom Materiellen zum Ideellen übergegangen. „Die Idee", seine Idee, dieses Architekten ganz besondere eigene Idee des modernen Hauses muß gerade in dieser Schöpfung, gerade in diesem Haus, dessen Besitzer sich darin glücklich schätzen muß, in ihrer ganzen Erhabenheit zum Leben gebracht werden, wozu hätte er sich sonst auch „gefunden"! Und jeder dieser glücklichen Erfinder zeigt, was sein Ich ihn zwang zu schaffen. Das Ergebnis sind die Straßen, die modernsten Plätze, in denen man in einem großen Fundbüro oder Ideentreibhaus zu sein glaubt und alle Sonderkleinlichkeiten und all die mehr oder weniger großen Schwächen ablieſt, um derentwillen die Erfinder aus subjektivem Kraftbewußtsein den ehrbaren Anstand des Straßenbildes opferten. Sie gehen sogar soweit, zu glauben, daß diese Sehenswürdigkeiten, mit denen in den letzten Jahren jede ordentliche Stadt bereichert wurde, klassisch einheitliche Straßen- und Platzbilder bieten.

Bis dahin hatte aber das moderne, wohlhabende, deutsche Haus schon einen weiten Weg hinter sich. Im guten Wohnhaus lebte noch verhältnismäßig lange die Ueberlieferung des Klassizismus weiter. Auch muß man einen Unterschied machen zwischen den Städtchen oder Städten, in denen das neue Leben nicht so recht vorwärts gehen wollte, und den Städten oder Stätten, die ins Ungeahnte wuchsen oder aus einem Nichts zu von Hunderttausenden bewohnten Plätzen wurden. Bei den ersteren bleibt man doch noch eine Zeitlang beim Ortsüblichen, wenn auch nicht wie später mit Absicht, man hat sich aber mit dem Modernen noch nicht so vertraut gemacht, ist noch etwas schüchtern und spießbürgerlich, es würde doch zu sehr auffallen. Die letzteren dagegen kommen gar nicht zur Besinnung; Spekulantentum und blödestes Parvenütum blühen dort so schnell, daß die Zerstörung da ist, ehe man sich dessen bewußt wird. Der wenige alte Sauerteig, wo überhaupt welcher ist, genügt nicht, um diese Mengen von neuen Häusern gesund zu durchdringen. Auch hier ist es kein bewußtes Sichfreimachen vom Alten, es ist nur das, was man erwarten mußte, sobald der Sturm des neuen Lebens einsetzte. Morsch, trocken und brüchig, zum Gähnen langweilig war das geworden, was aus ruhiger Vornehmheit des ersten Jahrhundertviertels stammend, eigentlich ja auch nur eine

gute Erbschaft, im zweiten immer mehr aussah wie gut geschonte Möbel in einer Familie, die früher einmal vornehm gewesen; den Rest versetzte man beim Althändler oder erwähnte etwas geniert, er sei sehr altmodisch. Nein, den Sturm hielten die alten Herren nicht aus und die jüngeren hatten ihre Zeit damit verbracht, Stile zu lernen. An dieser ersten beklagenswerten Periode oder besser gesagt, an der großen Masse der damals gebauten Häuser ist die nationale Architektur nicht allein schuld; es ging über ihre Kräfte, neue Werte zu schaffen, und die Wogen der internationalen Verkommenheit gingen so hoch, daß sie nicht dagegen schwimmen konnte, selbst wenn sie gewollt hätte. Aber alles dieses fußte doch noch auf dem Vorhergehenden. Die Aufgaben waren einfach gestellt: Soundso viel Zimmer, soundso viel Stockwerke, das war ein klares Programm, viel Winkelzüge und Finessen kannte man nicht. Was dann an Putz und äußerer Aufmachung dazukam, war eigentlich gleichgültig, paßte sich dem Programm an, überwucherte nicht die trockene, langweilige Gliederung. Die ganze Trostlosigkeit der Vorzeit drückte sich in der Dekoration aus, und es ist nicht zu verwundern, daß die Lächerlichkeiten, die hier zutage treten, bald nach Reformen schreien. Man versuchte es mit allen Stilen, die man doch mit so schönem Erfolge bei den Monumentalbauten angewendet hatte. Wie wir dort sahen, geht langsam der letzte Rest von Klarheit bei diesen Experimenten verloren, und das schulmeisterliche Historisieren mutete bald an wie der Staub alter Bibliotheken. Die frische Luft eines freien Strebens, das sich ausleben muß, macht sich fühlbar; daß diese Luft aber über die Meere hinweg gekommen war, fernher vom eben entdeckten Japan, nur eine exotische Form von Historismus, erwähnte man nicht ohne Eitelkeit. Jugendstil, nicht bloß einer Art, gebärdete sich wie eine alternde Kokotte. Wer diese Bewegung, die schwülstige, witzlose Tapetenmuster zur Architektur werden ließ, mit einiger Hoffnung begrüßt hatte, wandte sich bald betrübt ab. Sie stirbt auch, sobald niemand mehr begeistert genug ist, für diese Kostbarkeiten Geld anzulegen, zieht sich ins Innere des Hauses zurück und lebt dort noch heute, denn sie hatte den Vorzug, weniger aus künstlerischer, als aus menschlicher Schwäche beliebt zu sein — sie war zu reizend.

Nicht alle Leute, die sich vornehme Häuser bauen lassen, schwärmen jedoch für Japan, und diese mußten sich unterdessen, und tun es auch heute noch, damit zufrieden geben, ihre bescheidenen Wünsche auch in der großen Stadt an Schweizer- oder typischen Bauernhäusern mit fröhlich unbekümmerten Fachwerkbauten erfüllt zu sehen. Es genügte, wenn diese erst im zweiten Stocke oder noch höher oder gar nur in einem Erker oder Türmchen zum Ausdruck kam. Schließlich ist es auch da nur ein Wechsel in Modellen, wenn man in den letzten Jahren Jagdschlößchen aus der Verborgenheit schattigen Tannengrüns und einsamer Alleen in das besser situierte Licht der Stadt überpflanzt. Daß ein Stadthaus seine eigenen Gesetze haben muß, ist in tiefe Vergessenheit geraten. Damit ist aber die Zeit der finsteren romanischen, gotischen und Renaissancepaläste dahin. Man hat den Stil gefunden „Das deutsche Haus", ein Gemisch aus Barock, Klassizismus und allerlei sonstigen verstohlenen Erinnerungen. Aber so wenig, wie es in Grimms Märchen dem Bruder Lustig gelingt, die gekochten Gebeine der Königstochter in den Gelenken richtig zusammenzufügen, gelingt es hier, die Stücke zusammenzubringen. Die Verlegenheit wird übrigens nie gezeigt, sie macht sich später nur bemerkbar im verschnittenen Raum und den Unbequemlichkeiten, denen die Hausfrau beim Gebrauch des Hauses ausgesetzt ist. Aber für alles dies gibt es einen Ersatz, so hoch und so hohl, wie die Phrasen, mit denen er eingeführt wurde und noch immer gestützt wird — das Dach. Man hat es liebgewonnen, von den Bauernhäusern und den alten Giebelbauten her. Es war so traulich und so deutsch! Es verschlägt nichts, daß es meistens das französische Mansarddach ist, daß gerade Frankreich das Dach als Architektur geliebt hat, während das Steildach bei uns, abgesehen von den Fällen, in denen es eine Zweckanlage war, in langen Stilperioden gar nicht üblich war; seltsamerweise am wenigsten in den Zeiten, die man zu neuem Leben erwecken möchte: Barock und Klassizismus. In der meist höchst dünkelhaften Literatur kann man lesen: das Gillische Dach sei erst gut, wenn es steil aufsteige; oder sehr häufig: der starke Schneefall in unserem anders als das des strahlenden Südens gearteten Klima erfordere das Steildach des Abrutsches wegen! Welche Infamie von den vielen Häusern ohne Steil-

dach — sogar in der Schweiz —, Jahrhunderte hindurch stehen zu bleiben, in diesem rohen Klima, ohne unter der Schneelast und den vorwurfsvollen Blicken der Steildachpropheten zusammenzubrechen, oder nach dem strahlenden Süden auszuwandern! Es bleibt nicht bei einer Art von Dach. Wie ein Rausch hat es die Architektenwelt ergriffen. Ja, das war „die Tat", man hatte es endlich und variierte es gründlich, nur nicht bezüglich der Höhe und Hohlheit, das deutsche Dach. Einer überbietet den anderen, sie eifern, als wollten sie ihre Gestaltungsarmut mit einem möglichst hohen Hut bedecken, sie machen einen „Hauptteil der Architektur" daraus und schaffen nur ein Beweisstück mehr, daß ihnen das Bauen- und Gliedernkönnen abhanden gekommen ist. Die Sinnlosigkeit dieser kirchenähnlichen Dachräume kann nur noch überboten werden durch die außerordentlichen Kosten, die Errichtung und Unterhaltung dieser Errungenschaft dem Besitzer aufbürden. Kostspielig und überflüssig, ist sie nur eine besondere Form der Verschwendung, wie sie die Jahre des Reichwerdens liebten.

Mehr noch wie dem Stadthause galt die Sorge dem Landhause. Darauf hat man sich einzuschulen gesucht und daran liegt es wohl auch, daß die Begriffe Stadt- und Landhaus etwas in Verwirrung geraten sind. Das „Landhaus" ist heute in den meisten Fällen nicht mehr das, was es früher war, da es meist nicht mehr in Verbindung mit einem landwirtschaftlichen Betriebe steht. Das dazu gehörige Land, wenn überhaupt etwas Wesentliches dazu gehört, wird zu Parkanlagen benutzt, höchstens ein Gemüsegarten findet Duldung. Außerdem ist allen gesellschaftlichen Verpflichtungen Rechnung getragen. So wird denn das Landhaus letzten Endes ein auf dem Lande gelegenes Stadthaus. Nur bemüht man sich, ihm mit Terrassen, Lauben, Veranden, Freitreppen, Spalierobst, offenen Balkonen, grünen Fensterläden, Hecken und Umzäunungen und ähnlichem ein freundliches, ländliches Aussehen zu geben. Unsere Verkehrsmittel machen ja ohnehin den Begriff „Land" in nicht allzu großer Entfernung von der Stadt illusorisch und man sollte deshalb auch das falsche Schäfer- und Schäferinspielen lassen.

Da mehr Wohnhäuser als Monumentalbauten entstehen, so ist natürlich die Variationsmöglichkeit beim Wohnhaus größer

und sind hier die praktischen Forderungen einleuchtender und bestimmter. Dazu kommt, daß mehr Kräfte damit beschäftigt sind, und daß das schnelle Entstehen einer größeren Anzahl einen leichteren Vergleich ermöglicht. Endlich spielt der Wille des Besitzers, der dies so und das so nach seinen Wünschen gemacht haben will, eine größere Rolle. Alles dies hat wohl dazu beigetragen, daß wir bei Wohnbauten mehr Erfreuliches finden als bei Monumentalbauten. Schon das Hineinsetzen in die Umgebung vollzieht sich weniger schwerfällig. Manchmal ist es auch eine reizende Veranda oder ein freundliches Dachstübchen, was uns bestrickt. Ferner läßt sich hier die Anlehnung an alte Muster, vermöge des geringeren Umfanges, leichter durchführen. Abgesehen von kleinen Abänderungen kopiert man vielfach. Die Vorbilder selbst, für das letzte Jahrzehnt durchweg Barock und Empire mit Klassizismus gemischt, sind ja durchaus gut. Alle diese Umstände bewirken zusammen, daß noch vieles Erträgliche zustande kommt, obschon die grundlegenden Fehler sich überall finden. Das Bauen nach „der Idee" beherrscht noch immer den Markt. Und der Ideen sind bei unserem, dem Idealen so holden Volke sehr viele: Dächer, Türme, Balkone usw.

Die Unkosten für diese zwecklosen Spielereien trägt bei dem vornehmen Hause die vornehme Bevölkerung direkt als Bauherr oder indirekt als Mieter. Kann man auch den einzelnen nicht für die Anwendung seiner Mittel zur Rechenschaft ziehen, so hat man wohl ein Recht zu scharfem Tadel der Gesamtheit, deren Sorglosigkeit in dieser Hinsicht die Vergeudung bedenklich hoher Summen zur Folge hat.

Noch schlimmer waren die Folgen bei dem einfachen Hause, vor allem, weil der Architekt sich zugleich zum Vormund der kleinen Leute gemacht hat, der vorgibt, ihre Bedürfnisse genau zu kennen und darüber wachen zu müssen. Früher wohnte der Mindervermögende, seinen Mitteln entsprechend, in einem minder guten Hause, d. h. einem geringe Kosten verursachenden. Das Material brauchte deshalb durchaus nicht Schund zu sein. Man verwandte kein schlechtes Holz, weil gutes genug zu haben war. Aber es fehlte jeder Schmuck, der Geld hätte kosten können, das der Besitzer nicht selbst be-

64. Rue Marie Thérèse in Brüssel

streiten konnte. Bei Fachwerkbauten mußte das außen sichtbare Balkennetz, bei Schieferbelag die Anordnung der Platten, im übrigen sonst die Fensterstellung, der Anstrich den Schmuck abgeben. Und wir haben uns wahrlich nicht zu beklagen, daß noch sehr viele von diesen schmucklosen Häusern stehen. Welche Schule hätte das sein können in jeder Stadt, in jedem Dorf! Wie ist es so anders gekommen! Eine selbständige Entwickelung, d. h. unabhängig von der des vornehmen Hauses, hat das Haus der kleinen Leute in unserer Zeit nicht gehabt. Es war um 1870 teils ganz vernachlässigt, ein roher, unverputzter Kasten, so meist auf dem Lande und in der kleinen Stadt, oder es war als Spekulationsobjekt in der Großstadt, außen — später auch innen — so herausgeputzt, daß es dem vornehmen Hause glich, wie der falsche Stein dem echten. Wo sich das nicht lohnt, haben wir noch heute an den Peripherien der Großstädte jene trostlosen Straßenbilder, die langsam immer mehr verschwinden. Nichts beweist besser die Unfähigkeit unserer Zeit, ohne großen

65. Straße in Brüssel

Aufwand etwas Erträgliches zu machen, wie solche Gebilde. Man darf nicht einwenden, es seien die Erbauer dieser Häuser eben keine geschulten Künstler gewesen, sondern Pfuscher, die „Mauermeisterei" trieben. Wer hat denn die in den Proportionen vorzüglichen Bauernhäuser und Scheunen gebaut, doch nicht die großen Meister? Nein, jeder, auch der einfachste Handwerker hatte ein sicheres Gefühl für die anständige Form, eine Sicherheit, die die Moderne nicht mehr besitzt. Auch in Belgien ist bei den einfachen Häusern eine böse Prunksucht eingerissen. Eine geradezu unverständliche Vorliebe für glatte, bunte Steinbekleidung finden wir allenthalben — sehr oft den Münchener neuen Justizpalast in kleinem Format. Doch wo man nicht soviel Geld anlegt, sind die Bauten erfreulicher. Abb. 65 zeigt eine Straße in Brüssel mit Häusern für ärmere Leute, wie sie noch nach 1870 viel gebaut wurden, einfach ohne jeden Schmuck,

66. Kolonie Kronenberg Essen-Krupp

aber auch nicht „trostlos"; vor allem nicht geschmacklos. Es ist das, was dem Minderbemittelten zukommt. Die besseren Leute, übrigens auch noch nicht gerade die reichen, bauen oder mieten sich die sehr beliebten Maisons des maîtres (Abb. 64). Das kleine Haus links, gebaut 1859, ist die Kutscherwohnung mit Wagenraum zu dem Herrschaftshaus, das links nicht mehr sichtbar ist. Wir haben in diesen Häusern ein Zwischenstück zwischen armen und reichen Häusern. Man wohnt also „standesgemäß".

Auch dieses standesgemäße Wohnen hat sich bei uns verloren. Dafür hat die Wohnungsfürsorge im weitesten Umfang gesorgt. Sie erwuchs aus den moralischen und gesundheitlichen Schädigungen, die das Wohnungselend mit sich brachte — in erster Linie jedoch nicht als ästhetische, sondern als soziale Bewegung. Erst später hat diese Bewegung ihre gesunde Basis verlassen

67. Kolonie Alfredshof Essen-Krupp

und ist ganz in die Leitung der Stadtbauräte und Architekten übergegangen[1]).

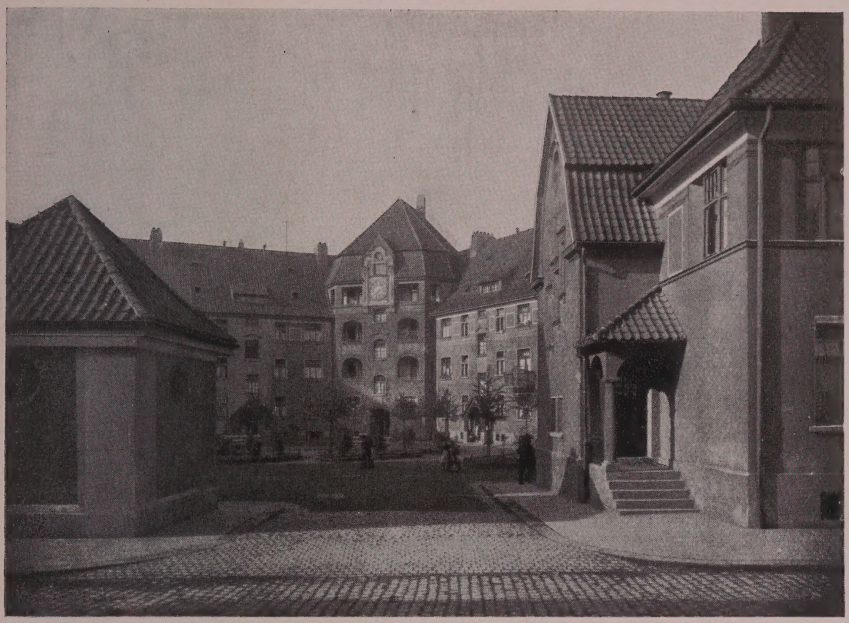
Was durch die Wohnungsfürsorge geleistet worden ist an Gutem und weniger Gutem, jedenfalls mit dem größten Aufwand an Mitteln und gutem Willen, läßt sich am besten an der Entwickelung der Arbeiterkolonien der Firma Krupp in Essen verfolgen. Nach dem Notbehelf der Holzbaracken, die übrigens heute noch als solche gute Dienste tun, ging man 1870 an den Bau der großen Kolonie Kronenberg. Das Schema ist das denkbar einfachste. Dreistöckige, lange Häuser mit einer Breite von nur zwei Zimmern liegen, durch große Gartenzwischenräume getrennt, regelmäßig aufgereiht (Abb. 66). Wäre diese Regelmäßigkeit nicht etwas zu schematisch und hätten die Häuser nicht

[1]) Die Entwickelungsgeschichte der Wohnungsfürsorge, ihre Ziele, Erfolge und Mißerfolge, sowie ihre Verwertung bei den für Kriegsbeschädigte geplanten Siedelungen werden in einer besonderen Arbeit einer eingehenden Kritik unterzogen.

68. Kolonie Friedrichshof Essen-Krupp, alter Teil

den Fehler — eine Riesengedankenlosigkeit —, auf der einen Breitseite nur Sonne, auf der anderen nur Schatten zu bekommen, wodurch die eine Wohnung stets zuviel, die andere zu wenig Wärme und Licht hat, so wäre in Kronenberg schon die Lösung der Arbeiterkoloniefrage gefunden. Denn Garten, Luft und Bäume sind genügend vorhanden. Daß die Architektur selbst trocken und langweilig ist, nimmt nicht weiter wunder, es genügt, daß die aufgewandten Mittel gereicht hätten, um künstlerisch etwas Einwandfreies zu schaffen. Und diese Kolonie ist auch heute noch trotz ihrer geringen Mietsätze vollkommen rentabel. Aehnliche Kolonien, wenn auch nicht immer in der Lage so glücklich und bei weitem nicht so ausgedehnt, wurden später noch gebaut.

Allmählich setzte dann unter dem Einfluß englischer Studien die Kleinhausbewegung ein. Es ist zu bedenken, daß die Siedelungen, die im heute dichtbebauten Stadtbild liegen, seinerzeit weit außerhalb der Altstadt in freiem Felde gebaut wurden. Gemeint ist zunächst der Alfredshof. Es sind meist Häuschen für zwei getrennt wohnende Familien mit dazu gehörigen Gärten. Daß die Straßen eine geradezu unförmige Breite haben,



69. Kolonie Friedrichshof Essen-Krupp, neuer Teil

ist die Schuld unvernünftiger Bauvorschriften. Nach dem damals herrschenden Geschmack mußte das „niedliche" Häuschen eine Miniaturvilla werden. Spitzen, Zacken, Dachhäuschen, das ganze Utensil der großen Häuser ist hier auch verbraucht. Daß bei den hohen Bau- und Erhaltungskosten von einer direkten Rentabilität nicht mehr gesprochen werden kann, darf nicht wundernehmen. Man ist dann auch von solchen Experimenten wieder abgekommen. Von den Siedelungen für die Invaliden soll noch die Rede sein. Die späteren Kolonien bestehen durchweg aus Mehrfamilienhäusern. Und zwar ging man zu einem neuen Schema über. Man umbaute einen großen Hof, in den auch meist die Hauseingänge verlegt wurden. Etwas mittelalterlich zugeschnitten sind die großen Torbögen, die in diese Höfe von der Straße aus führen. Die ersten Baublocks dieser Art sind als Architektur wenig gelungen (Abb. 68). „Weniger wäre mehr" ist ein schöner Satz, der aber leider gänzlich in Vergessenheit geraten ist. Sehr schnell geht es dann in die neue Zeit, und

70. Kolonie Alfredshof Essen-Krupp, neuer Teil, Etagenhäuser

jetzt barockelt man auch hier, wenn auch bei weitem nicht so sehr, wie bei den vielen Baugenossenschaften. Da keine Klarheit des architektonischen Willens da ist, so muß die Romantik aushelfen. Der Reiz, der beim alten Hause dadurch entstanden ist, daß in verschiedenen Stilperioden an ihm gebaut wurde, soll hier auf einmal künstlich geschaffen werden (Abb. 68) (Abb. 69). Erinnert das nicht an jenes Ruinenbauen der ersten Jahrhunderthälfte? Daß nichts zueinander oder aneinander paßt, ist natürlich. Anschließend an die Erweiterung des Alfredshofes (Abb. 70), die vorgenommen war, um einen Uebergang von den kleinen Häusern zur inzwischen angewachsenen Stadt zu gewinnen, sind dann ausgedehnte Häusergruppen mit Innenhöfen gebaut worden. Nach und nach kam auch System und Zug in die Pläne. Groß angelegte Siedelungen wurden noch während des Krieges begonnen, ein glänzendes Zeugnis deutschen Unternehmungsgeistes. Es hat etwas stolz Beruhigendes, dieses Stadtviertel wachsen zu sehen für die Leute, deren Arbeit die Städte des

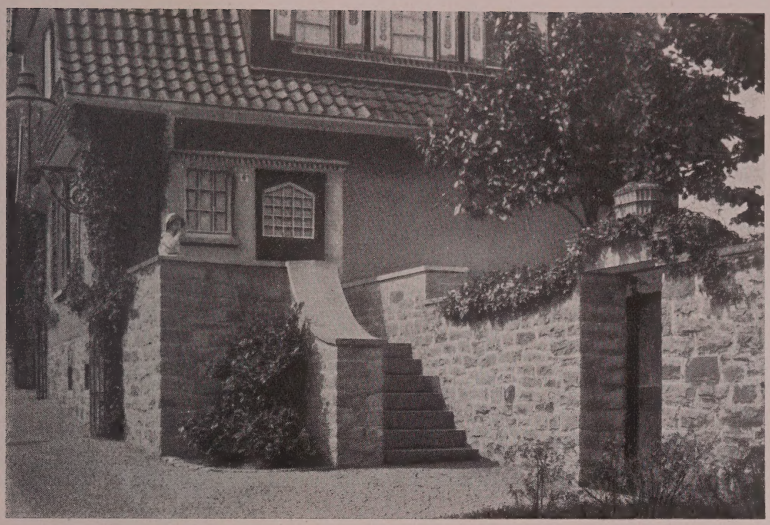
71. Margaretenhöhe Essen-Ruhr, Torhaus

Feindes in Trümmer legt. Und was das Erfreulichste ist, wir haben hier wirklich einen Ansatz zu modernem Bauen, das sich mit dem Ernst der Zeit verträgt. Wie wohltuend wirkt es, daß all die Narreteien fehlen, die sonst so etwas interessant machen mußten. Fehler ... selbstverständlich auch Fehler. Aus dem Rahmen ihrer Zeit können auch diese Bauten nicht heraus. Eine Eintönigkeit der Schmuckelemente gibt es auch hier und noch manches andere. Aber das sind Dinge, die sich korrigieren lassen. Wäre noch etwas mehr von der nüchternen Einfachheit der Kronenberger Häuser hineingemischt und die Gliederung einer gediegenen Proportionierung der Fenster überlassen, so hätten wir eine Lösung des Problems.

Gleichzeitig baut man in Essen noch eine andere Siedelung aus, die Margaretenhöhe, die ideale Gartenstadt „hingelehnt am Bergeshang". Es soll vorweg betont werden, daß die Absichten, besonders die der hochherzigen Stifterin die denkbar besten waren. Wir haben hier das Gegenstück zu den Innenhofkolonien mit den Vielfamilienhäusern. Beim ersten Rundgang

72. Margaretenhöhe Essen-Ruhr, Steile Straße

ist man entzückt, lauter kleine Häuser, alles altdeutsch aufgemacht, besonders die Kleinigkeiten, wie Türklopfer, Türen, Fensterläden usw., mit emsiger Liebe durchgearbeitet. Dazwischen Grün und Blumen, ein kleines Rothenburg oder — eine Theaterinszenierung. Gleich die große Freitreppe (Abb. 74) und Auffahrt vor dem Torhaus mit den drei Bögen (Abb. 71), durch die man den Blick in die Straße mit den Giebelhäusern (Abb. 72) hat, daran die Flügelbauten und endlich rechts und links noch zwei flankierende Häuschen, das alles ist nicht eigentlich Architektur, sondern Kulisse, eine große Liebhaberei, ganz laienhaft ausgedacht, ausgezeichnet für malerische Aufnahmen, wie die Abbildungen ja beweisen. Es ist alles Ausstellungsstil. Wieviel besser sind da die auf den belgischen Ausstellungen — zuletzt in Gent — gezeigten Blicke in die alten belgischen Städte. Dort ein unbedingtes Verstehen ohne sentimentale Irrtümer, hier — gedacht ist an die unerfreulichen Dinge der Kölner Werkbundausstellung — ein Mißverstehen der einfachsten Grundbegriffe, gepaart mit selbstgefälliger Eitelkeit. Wozu diese gesuchte Naivität in der Nachahmung alter Stadtanlagen? Wozu das alles? Wozu diese massiven Bruchsteineinfassungen von ein paar Treppenstiegen, wozu überall die schweren Bruchsteinmauern, die den

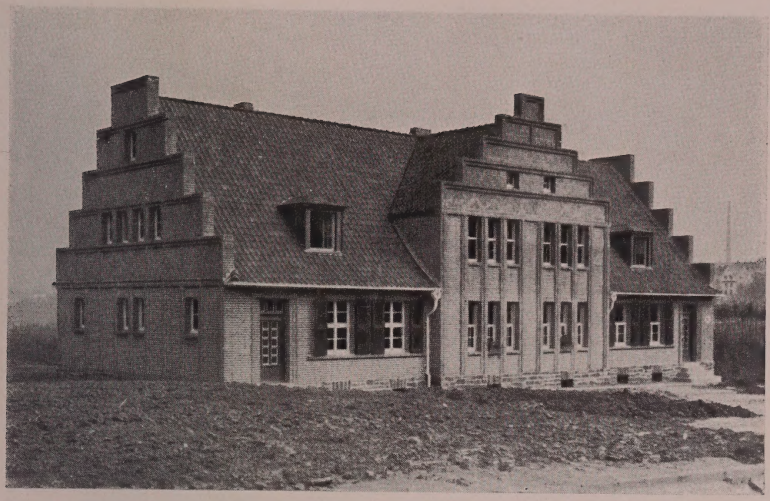


73. Margaretenhöhe Essen-Ruhr, Hauseingang

Garten von der Straße trennen, wozu die dicken Steinplatten über den kleinen Törchen, wozu obenauf die Steinkörbe und Kugeln? (Abb. 73). Wozu die Giebel und Erker und Dachaufbauten? Nun, zur Erreichung des idyllischen Eindruckes, denn das gehört doch zum Repertoire eines alten Städtchens. Nötig ist das heute nicht mehr — so wenig wie künstliche Ruinen. Es ist falsche Romantik! Es ist Künstelei, nicht aus der Notwendigkeit und dem Erfassen der Grenzen des Berechtigten gewonnen, sondern von einer anderen Kunst abgeleitet, von der Kunst, am Schreibtisch auf volksbeglückende Ideen zu sinnen. Anreger waren Idealisten aller Art. Heute haben Stadtbauräte und Architekten das Heft in die Hand bekommen, und der Ehrgeiz der Städte, sich gegenseitig zu überbieten, kennt schon keine Schranken mehr. Die Aufgabe bei der Margaretenhöhe war doch im Grunde, möglichst viele gute Wohnungen zu schaffen. Die Wohnungen selbst sollen von den Fortschritten auf diesem Gebiete Gebrauch machen. Tun sie das? Gleich vor der Brücke stehen zwei Brückenhäuschen (Abb. 74). In dem einen ist eine Polizeiwache untergebracht. Es hat ein spitzes, hohes Dach, das oben unschön genug in einen Schornstein gipfelt. Innen ist ein Raum, dessen Decke

74. Margaretenhöhe Essen-Ruhr, Zugang mit Brücke

einem Indianerzelt gleicht. Es ist Winter. Warum friert der Schutzmann, trotzdem ein Ofen im Raum steht? „Ja," sagt er, „es ist windig, und wenn ich den Ofen anstecke, qualmt die Bude so voll, daß einem die Augen tränen, und wenn ich das Fenster aufmache, wird es gleich wieder kalt. Da mach' ich mir doch lieber die Arbeit nicht erst." — „Und die Bauverwaltung?" — „Ja, die sind hier gewesen, aber wenn man da einen Windfang aufsetzte, würde die Landschaft verschängeliert." — Die Klage, daß alles zu klein gebaut sei — natürlich der Niedlichkeit halber —, war gleich anfangs groß. Es gibt Mietkasernen genug, deren Zimmer mehr Sonne und Höhe haben, als etwa die beiden Häuschen rechts (Abb. 71) und links der Freitreppe. Innen ist alles so verwinkelt, daß einziehende Leute mit ihren Möbeln nicht hinein konnten, und Tote ihren letzten Weg im Sarg zum Fenster hinaus machen mußten. Nein, die wirklichen Bedürfnisse kamen erst in zweiter Linie, n a c h den Ideen des Architekten, und dann noch unvollkommen. Vom Ganzen gilt künstlerisch, wo alt, da gut, wo neu, da schlecht. Wäre noch alles einheitlich! Aber die Freude am Variieren treibt den Erbauer dazu, die heterogensten Dinge in Stil und Material nebeneinander zu stellen, bald fränkisch, bald friesisch, bald neugotisch (Abb. 75),



75. Margaretenhöhe Essen-Ruhr, Haustype

bald wertheimisch, bald ostpreußisch. Was während des Krieges entstand, ist ohne Frische, lahm und gedankenlos. Natürlich haben die Häuser auch die üblichen Fehler, deren größte Zahl sich an die Dachaufbauten knüpft. Ist wirklich einmal etwas von gemütlicher, breitgelagerter Ruhe im Unterbau erreicht, so zerstören die ohne jeden Sinn bald großen, bald kleinen Dachaufbauten diese sofort.

Das mag genügen. Ein genaueres Eingehen muß einer Einzelkritik überlassen bleiben.

Wie hoch muß der Prozentsatz der ganzen Bausumme sein, der für solche künstlerisch wertlose Schmucksachen angelegt ist! Wieviel gute Wohnungen hätten sich davon bestreiten lassen! Bezeichnend ist auch die Bruchsteinbrücke vor dem Eingang (Abb. 74). Hätte man einen Erddamm aufgeschüttet und mit Grün bepflanzt, so wäre das Bild sicherlich erfreulicher gewesen. Die landschaftlichen Reize des Tales hätten nur gewonnen. So baut man eine Brücke mit acht Bögen für nahezu 300 000 Mark. Das Tal ist durch die Brücke zugestellt. Von „überbrücken" kann keine Rede sein, schon weil die Brücke viel zu tief angesetzt ist. Wieviel gute Wohnungen hätten sich aus dem schlecht angelegten Brückengeld bauen lassen!

76. Kolonie Altenhof, neuerer Teil, Einzelhaus

In mancher Hinsicht erfreulicher ist eine andere Kleinhaussiedelung, die noch auf den verstorbenen Alfred Krupp zurückgeht, der Altenhof, in dem nur pensionierte Arbeiter mit ihren Frauen wohnen (Abb. 76). An diesen vielen kleinen Häuschen läßt sich die architektonische Entwickelung solcher Siedelungen am bequemsten nachprüfen. Erst in der allerletzten Bauperiode gerät man auch hier in das modernste Fahrwasser und glaubt, ohne Klosterhöfe und Kreuzgänge (Abb. 77) könnten sich die alten Leute nicht wohl fühlen.

77. Kolonie Altenhof, neuerer Teil, Innenhof

Rückblicke und Ausblicke

Sparsamkeit, künstlerische und wirtschaftliche, ist die Tendenz dieser Arbeit, nicht eine geschlossene Geschichte der modernen Architektur, dazu braucht man Friedenszeiten. Der Rahmen dieser Studien mußte ein engerer sein. Es konnten nur Stichproben gegeben werden. Vor allem mußten wir auf zahlenmäßiges Material verzichten, da die Archivarbeit, besonders in Belgien, jetzt nicht so leicht ist wie im Frieden.

Es ist mit Absicht kein Architekt mit Namen genannt, denn es sollte nicht an dem einen oder anderen Kritik geübt, sondern gerade das Gemeinsame betont werden, das der Einzelne nur etwas individuell gefärbt variieren kann. Die Basis ist für unsere ganze Architektenschaft dieselbe. Ebenso ist es gleichgültig, ob die Beispiele aus dieser oder jener Stadt gewählt sind, denn unsere Architektur ist fast völlig interurban geworden. Da steht keine Stadt hinter der anderen zurück oder hat vor der anderen etwas voraus.

78. Wohnhaus Schlaun in Münster i. W.

Soll nun gesagt sein, daß Belgiens Architektur uns voraus ist? Einesteils sicher, denn Belgiens gute Architekten beherrschen noch das Gesetz: Bauen ist fügen und organisch entwickeln. Darin sind sie uns über. Andererseits sind sie hinter uns zurück. Es fehlt ihnen die Initiative. Sie zehren an überkommener Erbschaft, schon lange nicht mehr immer klar bewußt. Bei uns ist stets wieder der frische Drang, etwas Gutes zu leisten. Und es soll auch gar nicht bestritten werden, daß auf bestimmten Gebieten Ausgezeichnetes geschaffen wurde. Sehen wir uns die Bauten an, die wirklich modern, d. h. die in ihrer Art ganz neu sind, die mächtigen Werkstätten, die ge-

79. Hildesheim, Eckhaus, Osterstraße

waltigen Krane mit Brücken, unsere Riesenschiffe, man möchte fast sagen jede Maschine. Also soll hier die Forderung nach dem absoluten Zweckbau aufgestellt werden? Durchaus nicht! Nur soll man von den rein industriellen Bauten lernen, wie man die zu Gebote stehenden Mittel bis aufs äußerste ausnutzt, und wie die gute künstlerische Wirkung vom Organismus ausgehen muß. Die moderne Bautätigkeit krankt an dem Hauptübel, daß ihr zu viel Mittel zur Verfügung stehen; und der Architekt läßt sich dadurch verleiten, nicht möglichst wenig, sondern möglichst viel zu verbrauchen. Es hilft nichts, daß er

das selbst heftig bestreitet: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! Oder ist es Zufall, daß man gerade den Barock als Vorlage nimmt, den Stil, der die höchste Prachtentfaltung und die größte Ueppigkeit begünstigte? *Mit barocken Formen kann man nicht anfangen, wenn kein positives Kapital an Können mehr vorhanden ist.*

Nach dem Kriege werden die Geldquellen wohl spärlicher fließen, jedenfalls kann man der Architektenwelt nichts Besseres wünschen, als daß sie gezwungen sein möge, mit jedem Steine, der verbaut wird, zu Rate zu gehen. Ebenso wünschenswert ist dies für die Verwaltungen. Wenn man erst wieder genötigt ist, mit geringen Mitteln möglichst viel zu erreichen, so kommt die Konzentrierung auf den Zweck von selbst, und damit erst ist auch die Möglichkeit gegeben, daß künstlerischer Wert in die Bauten kommt.

Nur die Not kann das erzwingen, oder die Gewalt muß es erzwingen. Die Stadtverwaltungen haben nicht bewiesen, daß sie ein richtiges Gefühl für die Sparsamkeit haben, die bei Ausgaben für bauliche Zwecke am Platze ist. Trotzdem auch die Regierung von der Verschwendung nicht freizusprechen ist, bleibt doch kein anderer Weg, als daß sie wieder die Macht an sich nimmt, die ihr zusteht, nämlich eine wirksame Aufsicht zu üben über die in Bauten angelegten Gelder. Denn sie ist letzten Endes verantwortlich für die Verwendung der öffentlichen Mittel. Es war immer so, die Träger der politischen Gewalt waren auch die Träger der künstlerischen Kultur. Auch das soll noch gesagt werden: die Architektur ist nur ein Teil der Gesamtkunst. Sie ist nicht allein schlecht, aber sie hat den Nachteil, am meisten in die Augen zu fallen und ist dauerhafter als minderwertige Operetten, Romane und Bilder. Am engsten ist ihr Zusammenhang mit der Innenarchitektur. Eine grundsätzliche Kritik dieses Gebietes ist gleichfalls geplant.

Es ist überall die gleiche Forderung: *mehr Verantwortlichkeitsgefühl, äußerste Sparsamkeit in den Mitteln.*

Es geht heute nicht nur um unsere politische Unabhängigkeit. Unsere Heere ertrotzten sich die Achtung der Welt, dafür hatte die Heeresleitung gesorgt. Sorgen wir dafür, daß wir mit Stolz wieder sagen können: Das schufen deutsche Baumeister!

Abbildungs-Verzeichnis

(Die Ziffern beziehen sich auf die Seitenzahlen, nicht auf die Nummern der Abbildungen)

Seite

Aachen, Christuskirche 89
Antwerpen, Haus Osterrieth 31
La gare Centrale 59
Vlämische Oper 76
Augsburg, Rathaus 45
Barmen, Lutherkirche 91
Berlin, Schule am Holsteiner Ufer 66
Altes Rathaus 71
Warenhaus Wertheim 77
Dom 95
Brüssel, Palais de Justice 17
Haus an der Place de Brouckère 26
La gare du Midi 57
La Grande Poste 64
Théâtre de la Monnaie 75
Kirche St. Katharina 85
Eglise N.-D. du Sablon 86
Kirche St. Josse 87
Avenue des Arts 44 101
Rue Joseph Léopold 23 102
Avenue des Arts 55 103
Boulevard du Régent 76 104
Avenue des Arts 39 105
Boulevard Marnix 21 106
Haus 107
Rue Marie Thérèse 114
Straße 115
Brüssel-Laeken, Rathaus 53
Kirche 84
Brüssel-Saint Gilles, Rathaus 35
Crefeld, Oberrealschule 72
Düsseldorf, Kaufhaus Carsch 97
Düsseldorf-Oberkassel, Auferstehungskirche 94
Essen-Krupp, Kolonie Kronenberg 116
Kolonie Alfredshof 117
Kolonie Friedrichshof, alter Teil 118
Kolonie Friedrichshof, neuer Teil 119
Kolonie Alfredshof, neuer Teil 120
Margaretenhöhe, Torhaus 121
Margaretenhöhe, Steile Straße 122

Seite

Margaretenhöhe, Hauseingang 123
Margaretenhöhe, Zugang mit Brücke 124
Margaretenhöhe, Haustype 125
Kolonie Altenhof, neuerer Teil, Einzelhaus 126
Kolonie Altenhof, neuerer Teil, Innenhof 127
Essen-Ruhr, Rathaus 37
Hotel Kaiserhof 78
Reichsbank 81
Möbelhaus A. Eick Söhne 99
Essen-Ruhr-West, Apostelkirche 93
Hannover, Neues Rathaus, Rückseite 38
Neues Rathaus, Frontseite 39
Altes Rathaus 41
Stadthalle 80
Hildesheim, Osterstraße, Eckhaus 129
Kiel, Neues Rathaus 49
Köln, Justizgebäude, Portalbau 22
Justizgebäude, Gesamtansicht 23
Justizgebäude, Eckbau 27
Handelshochschule 73
Köln-Deutz, Bahnhof 61
Leipzig, Neues Rathaus 42, 43
Hauptbahnhof 63
Lüttich, Maison Curtius 67
Molsheim, Rathaus 40
Mülheim-Ruhr, Neues Rathaus 48
Bahnhof 60
München, Altes Justizgebäude 18
Neues Justizgebäude 19
Elisabethschule 72
Münster i. W., Kreissparkasse 30
Schloß 69
Wohnhaus Schlaun 128
Neubrandenburg, Stargarder Tor 79
Thorn, Rathaus 44
Wien, Palais Schwarzenberg 21
Würzburg, Residenz 74

Druck der K. Bayer. Hofbuchdruckerei von Gebrüder Reichel in Augsburg.

GETTY RESEARCH INSTITUTE
3 3125 01202 6924